HENRY THODE

DER RING DES FRANGIPANI

COLL. U. M.
ART IN FICTION

A 3/171
Qu 3 –

F.183

Der Ring des Frangipani

nach einer Zeichnung von Baron Friedrich von Puteani.

Der

Ring des Frangipani

Ein Erlebniss

VON

Henry Thode.

Zum Raum wird hier die Zeit.
PARSIFAL.

Mit Zierleisten und Schlussvignetten von

Hans Thoma

und vier Tafeln.

DRITTE AUFLAGE.

Frankfurt am Main
VERLAG VON HEINRICH KELLER
1901.

Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/derringdesfrangi00thod

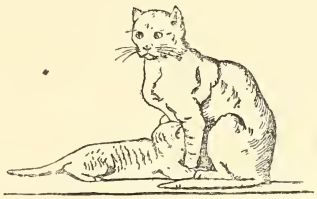
Der Einen zu eigen!

12. October 1894.

Gedruckt in der
Kgl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz in Würzburg.

Inhaltsverzeichniss.

		Seite
EINLEITUNG:	Wie ich den Ring erhielt	1
I. Capitel:	Die Deutschen in Pordenone	11
II. »	Das Geschlecht der Frangipani's	19
III. »	Christoph Frangipani im Kampfe mit Venedig	30
IV. »	Die Lang's von Wellenburg	38
V. »	Die Kämpfe im Friaul 1514	48
VI. »	In der Torresella	60
VII. »	Getäuschte Hoffnungen	79
VIII. »	Mit Willen dein eigen	96
IX. »	Der verlorene Ring	107
X. »	Getheiltes Leid	118
XI. »	»Bereit, das Aeusserste zu dulden«	133
XII. »	Christoph's Ende	140
Schluss:	In Obervellach	158
NACHWORT UND ANHANG.		
	Nachwort	173
	I. Urkunde den Fund des Ringes betreffend	176
	II. Brief Apollonias an Graf Christoph	178
	III. Die Familie des Hans Lang	182



Einleitung.

Wie ich den Ring erhielt!

Doch bei dem Ringe soll er mein gedenken!
LOHENGRIN.

Es war in den Morgenstunden des siebzehnten Februar im Jahre 1892. Ich hatte mir in dem stillen kleinen Eckraum der Marciana-Bibliothek, welcher für das Studium der Handschriften bestimmt ist, die alte Chronik des Daniele Barbaro geben lassen und mich, der geistvollen Erzählung mit Erregung folgend, in dem Miterleben vergangener venezianischer Herrlichkeit verloren, als mich die Stimme des allen Besuchern der Bibliothek mit mannigfach belehrendem Rath unermüdlich entgegenkommenden Bibliothekars Grafen C. Soranzo in die Gegenwart zurückrief. »Seben Sie, was mir da eben gebracht wird! Ein bei einer Erdarbeit von Bauern gefundener alter Ring, der mit fein ciselirten Ornamenten und einer Inschrift in gothischen Lettern verziert

ist! Letztere ist offenbar deutsch — würden Sie im Stande sein, sie zu entziffern?«

Ich nahm den Reif, und der erste Blick belehrte mich darüber, dass er das Werk eines deutschen Goldschmiedes aus spätgothischer Zeit etwa um 1500 sei, vielleicht eines jener Meister von Augsburg, aus deren Werkstätten so viele schöne Arbeiten hervorgingen. Merkwürdig gut erhalten, mit nur sehr geringen, fast unmerklichen Spuren davon, dass er kurze Zeit getragen worden, zeigte mir der goldene Ring eine glatte Innenseite, an der gewölbten Oberfläche aber in edel einfacher Gravirung zwei mit einander abwechselnde, schräg laufende Bänder, deren eines mit einem welligen Streifen, deren anderes mit den Worten einer Devise in gothischen Minuskeln und in den Ecken mit schlanken kleinen Blättern ausgefüllt war. So scharf und bestimmt auch die Buchstaben mit spitzem Instrument von dem Künstler in die Goldfläche eingegraben worden, so wollte es mir doch nicht sogleich gelingen, die Schrift zu lesen, und ich unterbrach mich in der mühevollen Bestrebung, um von dem freundlichen Ueberbringer des Kleinods zu erfahren, von wem er es erhalten. Auf die Antwort: die Eigenthümer, eben jene zwei Bauern, die es gefunden, befänden sich im Vorzimmer, eilte ich hinaus und erfuhr hier, dass ein Arbeiter Meneghel Antonio fu Paolo am 8. Januar dieses Jahres beim Graben in der Nähe des Ortes Prata bei Pordenone im Friaul, in einer Localität genannt Castellat, den Ring gefunden, welcher etwa zwei Meter tief in der Erde eines alten, dereinst als Schutzwehr vor dem Flusse Meduna dienenden Dammes geruht habe. Nach kurzer Verhandlung mit den von dem glücklichen Finder Bevollmächtigten, welche mit der Absicht, den Ring zu verkaufen, nach Venedig gekommen waren, machte ich in dem lebhaften Gefühle, vom Schicksal selbst zum Erben eines nach Jahrhunderten der Verborgenheit an's Licht getretenen geheimnissvollen Schatzes bestimmt zu sein, denselben mir zu eigen.

Den Reif an meinen Finger steckend, versenkte ich mich in seine Betrachtung. Und wie mein Auge dem zarten Spiel der Linien folgte, begannen

allmählich die Buchstaben der Inschrift feste Form zu gewinnen, einer fügte sich zum anderen, ein Wort reihte sich an das andere — und ich las:

myt wyllen dyn eygen.

Ich las — nein, ich hörte! Aus der Ferne einer vierhundertjährigen Vergangenheit erklang es hell und deutlich meinem Ohre: der süsse Laut von den Lippen einer Frau, die dem Heissgeliebten die Wunder ihres Herzens anvertraut, ihr Sein und Wesen ihm in seliger Hingebung, nicht unter fremdem Zwange, nein aus dem Drange innerster Nothwendigkeit darbringt: mit Willen dein eigen!

Und ergriffen wie Jener, dem einst diese Stimme alles Glück der Erde verhiess, lauschte ich schweigend ihrem Wiederhall in mir!

So kehrte ich heim — im Banne eines Zaubers, der, Raum und Zeit verwirrend, in eine fremde Welt mich entrückte. Dort, wo in dem dämmernden Lichte eines nie in den Tag sich verwandelnden Morgens traumhafte Gestalten nahend und weichend in unendlichem Wechsel den Reigen schlingen, dort weilte ich suchend und wartend und lauschte, ob eine dem starken Worte wohl folgte: mit Willen dein eigen.

Nicht eine allein, in Schaaren eilten sie herbei, in lieblichem Gedränge mich umgebend, — doch wollte ich sie halten, entschwanden sie in nebliger Luft, sich vor dem Blicke verbergend, bis ich ermattet vom Suchen und Finden und Wiederverlieren zu schauen erlahmte.

Kam mir der Ring als Bote nur von wirren Träumen, unerfüllten Ahnungen, nie gestillter Sehnsucht? Birgt er eine andere Verheissung, einen heimlichen Auftrag? Wer sandte ihn mir — wie löse ich sein Räthsel?

In später Abendstunde kehrte ich zu dem gewohnten Studium der Geschichte Venedig's von Romanin zurück. Ich schlage das fünfte Kapitel im fünften Bande auf, bei dem ich vor wenigen Tagen in der Lectüre stehen geblieben war.

Den Leiden Venedig's scheint kein Ende gesetzt. Nach den furchtbaren Kämpfen gegen die Liga von Cambray erwacht bei Leo's Besteigung des päpstlichen Stuhles eine Hoffnung auf endlichen Abschluss des Krieges, das Bündniss mit Frankreich kommt zu Stande, immer aber noch verharrt Kaiser Maximilian in feindlicher Gesinnung. Bartolommeo d'Alviano wird von Neuem am 15. Mai des Jahres 1513 zum Feldherrn der venezianischen Landtruppen gemacht: in goldbrokatener Gewandung, gefolgt von seinen Dienern und Pagen und umgeben von der glänzenden Gesellschaft anderer Condottieri, empfängt er in S. Marco, nachdem der Patriarch die Messe celebrirt, vom Dogen die Fahne mit dem Bilde des Löwen, den Staat zu schützen und die verlorenen Besitzungen wiederzugewinnen. In wenigen Tagen wird die Lombardei, zur einen Hälfte von den Franzosen, zur anderen von den Venezianern besetzt — aber dem raschen Erfolge folgt die verhängnissvolle Niederlage bei Novara, welche die Schweizer des Maximilian Sforza den Verbündeten beibringen. Venedig geräth in die höchste Gefahr: die Spanier unter Cardona ziehen auf Padua los, ja bedrohen von Malghera aus die Lagunenstadt selbst mit ihren Kanonen. Der verzweifelte Versuch Alviano's, bei Vicenza Cardona zu vernichten, misslingt, und nur den üblen Zuständen im spanischen Heere ist es zu verdanken, dass dieses seinen Sieg nicht auszunutzen vermag. Der Augenblick der höchsten Noth bezeichnet aber zugleich eine Wendung: Leo X., aus Besorgniss vor der wachsenden Macht Kaiser Maximilian's und zugleich vor den Drohungen der Türken, neigt sich den Venezianern zu. Die nächste Aufgabe für die letzteren ist die Bekämpfung der Truppen des Kaisers, welche unter der Anführung des Grafen Christoph Frangipani von Görz aus im Herbst 1513 in das friaulische Gebiet eingefallen sind, Osopo belagern, Marano eingenommen haben, ja bis über Udine vorgedrungen sind — — hier halte ich im Lesen inne: deutsche Truppen

im Friaul, in Udine! Vermuthlich also auch in dem unweit Udine gelegenen Pordenone? — im Jahre 1513 und 1514! — die Zeit würde zu der aus dem künstlerischen Stile gewonnenen Zeitbestimmung des Ringes passen. Im XV. und XVI. Jahrhundert sind sonst erweislich deutsche Truppen in diesen Gegenden, die ausschliesslich von italienischer Bevölkerung bewohnt werden, nicht gewesen: — sollte der deutsche Ring nicht während jener Occupation des Friaul durch Deutsche von einem Offizier verloren worden sein? Die Devise wie die edle Arbeit weist mit Bestimmtheit darauf hin, dass er einem vornehmen Manne angehört hat! Aber, sind denn die Deutschen bis Pordenone vorgedrungen, in dessen Nähe das einstige Castell Prata, wo der Ring gefunden wurde, liegt? Und wenn dies der Fall, giebt es eine Möglichkeit, die Namen der Truppenführer, Näheres über ihre Schicksale zu erfahren? Vielleicht aus einer Chronik von Pordenone? aus Marino Sanuto's Tagebüchern?!

Wie Blitze folgen die Gedanken aufeinander — in dunkle Nacht fällt ihr Schein, erhellt eine nie zuvor gesehene Ferne, doch ehe der Blick das Einzelne zu erfassen mag, ist Alles wieder in undurchdringliches Schwarz gehüllt.

Ich schliesse das Buch und gebiete der Jagd der Gedanken Einhalt. Die Kühnheit der Vermuthungen, zu denen ich mich habe hinreissen lassen, macht mich im nächsten Augenblicke über mich selbst lächeln: nicht genug damit, dass der Zauber einer in ihrer Einfachheit gefühlsstarken Devise die Einbildungskraft entfesselt, selbst der kühle Verstand lässt sich von ihm zu tollem Spiele im Zusammenweben bunter Combinationen fortreissen. Zu viel der Willkür — besser sich bescheiden! Was dieses Ringes Inschrift verräth, was schweigend sie von einem liebeglühenden Herzen, dessen Schlag vor langen, langen Zeiten schon verstummte, erzählt: genügt es nicht, die wunderbar gekommene Gabe als eine Reliquie zu ehren?

Und doch — wie sonderbar, dass ich am heutigen Abend gerade dies Kapitel Romanin's lesen muss! — Ein Zufall, weiter nichts! Es lohnt nicht die Mühe, dem nachzudenken. Ein Zufall auch, der freundlich diesen Ring in

meine Hände führte, dass er »mein eigen« wurde. Und dies ist Alles! Aber des Tages wunderliche Visionen verwandeln sich in nächtliche Träume: verloren in Wildnissen höre ich aus weiter Ferne die Stimme eines Wesens, das mich sucht — ich will ihr folgen, aber gefesselt haftet der Fuss am Boden, das Wort in der Kehle! Weiter und weiter verliert sich ersterbend der Ruf:

Mit Willen dein eigen.

Der nächste Morgen findet mich in der Marciana: Daniele Barbaro's Chronik ist zur Seite geschoben, und vor mir liegt ein von der kundigen Hand des Grafen Soranzo aus stiller Vergessenheit in der Bibliothek hervorgezogenes »Diario di Pordenone«, in welchem die Einnahme der Stadt durch die Deutschen und die Vertreibung der letzteren im März des Jahres 1514 von einem Augenzeugen, dem Nobile Sebastiano Mantica, geschildert wird.

Die Deutschen also sind in der That während jenes Feldzuges in Pordenone und demnach auch in dem benachbarten Castell Prata gewesen, und es giebt ausführliche Nachrichten über ihren Aufenthalt daselbst! Wie lauten dieselben? Jene Chronik verspricht manche, aber nicht genügende Auskunft — die wichtigere Quelle werden des Marino Sanuto Tagebücher sein!

Des Marino Sanuto Tagebücher — es giebt wohl keinen in das Studium venezianischer Geschichte Eingeweihten, der nicht, spricht er diesen Namen aus, durch den Ausdruck zugleich der Ehrfurcht und vertrauter Bekanntschaft verriethe, dass er bei solcher Erwähnung einer Erscheinung von ganz einziger, ja wunderbarer Art gedenkt. Und wirklich findet sich auf dem weiten Gebiete der Geschichtswissenschaft vielleicht Nichts, was sich mit den Aufzeichnungen dieses Mannes über die Ereignisse seiner Zeit vergleichen liesse! Von altpatrizischer

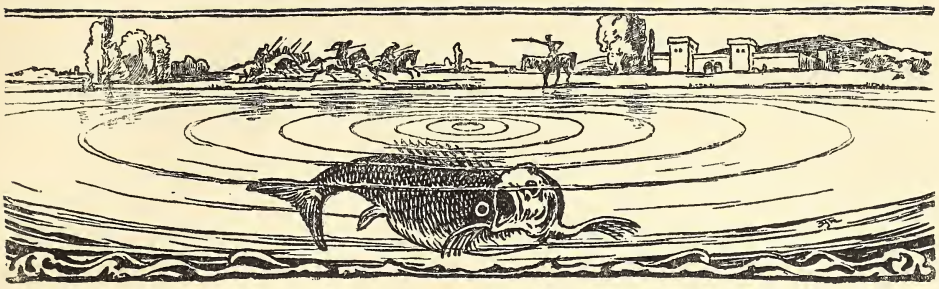
Abstammung, als Sohn eines Senators 1466 geboren, hat Marino Sanuto, in verschiedenen Aemtern dauernd thätig, ohne je zu einer wirklich hohen Stellung zu gelangen, die eine Hälfte seines Lebens dem staatlichen Dienste seiner Vaterstadt gewidmet, die andere aber damit zugebracht, Alles, was er nur immer an Thatsachen aus der Geschichte, dem öffentlichen und privaten Leben Venedig's sowohl der Vergangenheit als der Gegenwart sammeln und feststellen konnte, niederzuschreiben. Schon Werke, wie die grosse Chronik: »Die Lebensbeschreibungen der Dogen«, welche in drei mächtigen Handschriftfolianten in der Marciana aufbewahrt wird, wie die Geschichte des Krieges mit Ferrara, die Erzählung des Feldzuges Karl's VIII., die Lebensbeschreibungen der Päpste, — von zahlreichen Sammelheften, Listen, Auszügen, kurzen Abrissen vaterländischer Geschichte zu schweigen, — würden ihm den Ruhm erstaunlichen Fleisses eingetragen haben. Nun aber sind uns neben dem Allen als die Hauptarbeit seines Lebens die »Diarii« erhalten, und angesichts dieser kann man nicht von aussergewöhnlichem Fleisse, Ausdauer, Gewissenhaftigkeit, sondern vielmehr von einer Wunderkraft sprechen, die diesem merkwürdigen Manne zu eigen gewesen sein muss. Sechsundfünfzig starke Foliobände Manuscript, in der Marciana zu finden! Und in jedem dieser Bände eine gar nicht zu erschöpfende Fülle von grossen und kleinen Mitteilungen jeder Art! Tag für Tag während siebenunddreissig Jahren hat eine unermüdliche Hand dem Papier und damit der Zukunft Alles anvertraut, was ein ebenso unermüdlicher beobachtender Geist in dem ihn umgebenden Leben für beachtenswerth hielt. Mitglied nicht allein des grossen Rathes, sondern auch während langer Zeit des Senates und des Collegio, vertraut mit allen documentarischen Schätzen der Cancellaria, durch Namen und Stellung in allen einflussreichen Kreisen und Gesellschaften Venedig's zu Hause, dank seiner humanistischen Bildung von allen geistigen Interessen seiner Zeit erfüllt, ist Sanuto wie kein Zweiter befähigt gewesen, Data von unvergleichlicher Zuverlässigkeit und Vielseitigkeit dem späteren Geschichtsforscher darzubieten. Denn seine »Diarii« machen auf künstlerischen Zusammenhang und Gestaltung nach

grossen Gesichtspunkten keinen Anspruch: sie sind nichts als eine Sammlung von Facta: was er an jedem Tage erlebt, was er erkundet, was ihm zu Ohren gekommen, giebt er wieder, eines nach dem anderen. Am Ausführlichsten sind begreiflicher Weise alle Fragen der inneren und äusseren Politik behandelt: die Verhandlungen im grossen und kleinen Rath, sowie im Collegio, die in der venezianischen Constitution eine so grosse Rolle spielenden Wahlen zu den Staatsämtern, die gesetzlichen Anordnungen, Angelegenheiten der Justiz und Verwaltung, die Relationen und häufig wortgetreu mitgetheilten Briefe der venezianischen Gesandten von Nah und Fern, die Angaben der Podestà's aus allen Orten des Land- und Seegebietes, die Berichte von den Truppentheilen und der Flotte, und was sonst noch zur Erwähnung in jenen Körperschaften der Regierung gelangte. Weiter dann aber kommen nicht minder zur Sprache: die öffentlichen Feste religiöser und profaner Art, vornehme Besuche, die geschäftlichen Ereignisse, öffentliche Bauten, Stadtanlagen und Monumente, Erfindungen, religiöse Streitfragen, wichtige Vorgänge in den vornehmen Familien, Heirathen, Begräbnisse, Aussichten und Erfolge der Erndten, Curiosa jeder Art — kurzum ohne Ausnahme, was nur immer allgemeines Interesse beansprucht. Bedenkt man dabei, dass die derart von Sanuto geschilderten Jahrzehnte einerseits die höchste Culturentfaltung Venedig's, andererseits aber den letzten grossen verzweifelten Kampf der Republik gegen die Mächte Europas umschliessen, die entscheidende Zeit, in welcher die Herrscherin der Meere, im Taumel strahlender festlicher Selbstverherrlichung, den Todesstoss empfing, an dem sie langsam dahinsiechen sollte, so wird man die Bedeutung dieser Tagebücher ihrem vollen Umfange nach einsehen! Nicht ein einzelner Mann, ganz Venedig selbst in seinen Sorgen und Leiden, seinem Jubel und Rausche hat in diesen Folianten sein Selbstbekenntniss niedergelegt, verfasst mit jener der italienischen Renaissancezeit eigenen reizvollen Vereinigung von naiver künstlerischer Ehrlichkeit, welche alle Eindrücke unbefangen getreu widergiebt, mit schnell und scharf combinirendem Scharfsinn, der die Consequenzen des so Geschauten für das Praktische

mit Sicherheit zu ziehen weiss, und ironischem Witze, dessen schlagfertige Aufdeckung der Widersprüche zu einem Spiel des übermüthigen Verstandes mit seinen eigenen Fähigkeiten wird. Nur in einem zur vollen Blüthe gelangten Gemeinwesen von so reich bewegtem Organismus, wie Venedig, nur in einer Epoche der Cultur wie jener, welche die Noth der im Raffinement des Luxus und in egoistischen Leidenschaften sich zersplitternden Gesellschaft durch die anmuthig verbindenden Formen eines von edelster Kunst gestalteten Lebens schimmernd umkleidet zeigte — nur unter solchen Verhältnissen konnte ein Tagebuch wie das des Marino Sanuto entstehen! Und vielleicht erst in unseren Tagen andererseits konnte das Verständniss für die von ihm geschilderte Welt und das Interesse an derselben so lebhaft werden, dass man an die Riesenarbeit einer Publication der Diarii sich zu begeben den Muth fand. Etwa die Hälfte von Sanuto's Manuscript ist Dank der Thätigkeit venezianischer Gelehrten in über 30 Bänden während der letzten Jahrzehnte im Druck herausgekommen und damit der bequemen Benutzung zugänglich gemacht; wer die andere spätere Hälfte, deren Veröffentlichung trotz beständiger Arbeit eine lange Reihe weiterer Jahre in Anspruch nehmen wird, kennen lernen will, ist vorläufig noch genöthigt, sich mit der ausdrucksvollen, aber nicht leicht leserlichen eigenhändigen Schrift des Chronisten zu befreunden, will er sich nicht an die für die kaiserliche Hofbibliothek in Wien angefertigte vollständige Abschrift der Tagebücher halten.

Im Sanuto gilt es zu suchen! Ich schlage den XVIII. Band auf: da stehen sie, Tag für Tag, Berichte, Briefe, kurze Meldungen aus den Städten des friaulischen Gebietes! Alle die verschiedenen Actionen der deutschen Truppen werden mitgetheilt: die Kaiserlichen haben Udine genommen, in Osopo vertheidigt sich der edle Graf Hironimo Savorgnan, der alle Vorfälle in ausführlichen Briefen meldet, mit Heldenmuth gegen sie, eine Heeresabtheilung zieht in Pordenone ein, bei Sacile kommt es zu Kämpfen, siehe da! selbst ein Schreiben eines

der in Pordenone befindlichen Offiziere, Rizzan, welcher darin aus späterer Gefangenschaft einem Freunde die Vorgänge in jener Stadt schildert — schon der erste Ueberblick lässt keinen Zweifel, dass Sanuto wie immer die höchsten Erwartungen, die man von seiner Belehrung hegt, noch übertrifft. Jetzt heisst es nur, dem Gewissenhaften gewissenhaft folgen, und die Thatsachen werden sich in klarem Zusammenhange erfassen lassen!



I. Capitel.

Die Deutschen in Pordenone.

Mein Heil hab' ich verloren!
TANNHÄUSER.

Das ganze Vaterland zittert vor Angst und ist auf der Flucht, überall sagt man, »die Feinde kommen in's Friaul« — solche Schreckenskunde kam am Ende October 1513 aus Udine nach Venedig. In Görz und Gradisca hatte der Feldherr Maximilian's, Graf Christoph Frangipani, seine Truppen zusammengezogen und bereitete den Einfall vor. In aller Eile wurde der Versuch gemacht, durch Verhandlungen der Gefahr vorzubeugen, aber die Hoffnungen erfüllten sich nicht: mit der Eroberung der venezianischen Festung Marano bei Aquileja im Dezember beginnt die Besetzung der friaulischen Städte, als deren zweite Monfalcone fällt. Aber diese von Istrien aus unternommenen Streifzüge sollten bloss die Vorläufer einer grösseren Unter-

nehmung werden, für welche eine bedeutendere Zahl von deutschen Truppen im Januar herbeigezogen wurde. Auf das Erscheinen der so verstärkten Macht hin mussten sich die beiden in Udine befindlichen Heerführer Malatesta Baglioni und Girolamo Savorgnan entschliessen, den Rückzug anzutreten. Indess der letztere sich in das feste, am Fusse der Alpen gelegene Castell Osopo zurückbegab, führte der erstere seine Truppen nach Conegliano und Spilimbergo. Zugleich verliessen am 11. Februar 1514 der Statthalter von Friaul Giacomo Badoer und in seiner Gesellschaft der Proveditore Giovanni Vituri Udine und machten das an der Heerstrasse von Udine nach Venedig zwischen Pordenone und Conegliano liegende Sacile zu ihrem Hauptquartier. In die verlassene Hauptstadt des Landes hielt schon am folgenden Tage Frangipani seinen Einzug, indess im nahen Pordenone, welches im dreizehnten Jahrhundert Lehen der Herzöge von Oesterreich geworden und erst während der letzten Kämpfe unter die Botmässigkeit des Markuslöwen gelangt war, der venezianische Hauptmann dem Obersten der Stadt, Sebastiano Mantica, die Stadtschlüssel mit dem Bemerken übergab, er wolle nicht das Verderben Pordenone's durch sein Verbleiben besiegeln. Als aber unter der Zustimmung seiner Mitbürger Mantica die Annahme der Schlüssel zurückwies, warf der Hauptmann sie auf den Boden und verliess, den Weg nach Sacile einschlagend, die Stadt. Ohne jede Unterstützung geblieben, entschloss sich die Bürgerschaft, am 13. Februar von drei italienischen Abgesandten Frangipani's hierzu aufgefordert, sich ohne Widerstand den Deutschen zu übergeben und dem Kaiser Treue zu schwören. Ihre Sendboten hatten zugleich den Auftrag, den Grafen aufzufordern, nach Pordenone zu kommen. Doch dieser, ehe er daran denken durfte, seine Marschroute in der Richtung nach Venedig weiter zu verfolgen, sah sich gezwungen, zunächst seine Kräfte nördlich von Osopo zu concentriren, um nicht einen so gefährlichen Gegner wie Savorgnan im Rücken zu lassen. So begnügte er sich, vorläufig als Vortrab bloss 30 Reiter nach Pordenone zu senden, indess er selbst schon am 15. Februar nach Osopo sich aufmachte. Schwerlich wohl hatte er sich die

Aufgabe, die seiner hier wartete, so mühevoll gedacht, wie sie sich erwies. Kleine Erfolge in der Umgegend konnten ihn nicht darüber trösten, dass alle Versuche, die Bergfestung zu nehmen, vergeblich waren.

Sein Missgeschick war ihm durch ein böses Omen vorherverkündet worden. An dem Tage, da er nach Osopo kam, um seine Geschütze aufzustellen, am 15. Februar, wurde ihm — so lese ich — bei Gelegenheit eines Scharmützels mit einigen Bauern »das Pferd unter seinem Leibe durch einen Büchsenschuss getödtet. In diesem Augenblicke verlor Christoph eine Reliquie, welche er aus Devotion bei sich trug, was ihm von schlimmster Vorbedeutung erschien.«

Ich unterbreche mich einen Augenblick im Forschen — »er verlor eine Reliquie?!« — Eine Reliquie, — keinen Ring! aber — fort mit allen willkürlichen Vermuthungen! Es heisst ja zudem: auf dem Wege nach Osopo!

Eine Woche nach der anderen verging vor Osopo, bis Christoph endlich, von Ungeduld getrieben, die willkommene Ankunft eines Hauptmanns Rizzan, der mit 200 Reitern zu ihm gestossen war, benutzte, eine Excursion nach Pordenone, diesem bis jetzt äussersten Orte im Westen, den er für den Kaiser gewonnen, zu machen.

»Kaum dass ich eingetroffen war in dem Lager«, so erzählt Rizzan später in seinem Briefe an einen Verwandten, Bernhard Rauber, der Marschalldienste beim Kaiser versah, »wurde mir der Befehl mitgetheilt, dass ich mit dem Grafen Christoph reiten solle, mit welchem wir dann nach Pordenone gingen, und dort eingetroffen, kam uns sogleich die Nachricht, dass Jene von Sacile, als sie vernahmen, dass wir in Pordenone seien, alle sich davon gemacht hätten, und

darauf hin frugen der Graf Christoph und Herr Johannes Augusperger, Messer Vido de la Torre und Andere mich um Rath, und ich rieth, dass er und Herr Johannes Augusburger in unser Lager vor Osopo reiten und das Lager abbrechen sollten, und dass ich dorthin gehen wollte, wenn sie nach Sacile zurückgekehrt seien. Und so war ich es zufrieden, sie vier oder fünf Tage in Pordenone zu erwarten, und Allen gefiel mein Rath wohl, und sogleich schrieben sie nach Görz und gaben Befehl, dass bei und unter dem Berge 100 Reiter und einige Bauern gelassen würden. Und dies gethan, ritten der Graf Christoph und Herr Bernardin Raunacher mit Anderen die ganze Nacht durch und Herr Johannes Augusperger, Messer Vido de la Torre und der Rainer blieben dort zusammen mit mir und den Gewappneten. Inzwischen kam ein Schreiben an Augusburger und Messer Vido de la Torre, dass sie nach Empfang desselben in's Lager reiten sollten, und ich bat, dass Herr Johannes Auguspurger mir Messer Vido lassen sollte; und so that er und ging allein zum Lager fort, und mich liessen sie in Pordenone an die zwölf Tage.«

Aus Rizzano's Worten geht nicht deutlich hervor, wie lange Frangipani in Pordenone sich aufhielt. In der That aber weilte er dort fünf Tage, vom 15. bis zum 20. März, und unternahm während derselben einige Ausfälle nach der Richtung von Sacile zu, wobei es einmal zu einem Scharmützel mit den Venezianern kam. 200 schwere, 100 leichte Reiter und 120 Mann Fussvolk (zumeist aus Graz und Augsburg stammend) blieben unter Rizzano's Oberbefehl zurück, welchem ausser dem genannten Vido de la Torre von Görz, dem Hauptmann der Bogenschützen: Rainer von Fiume und einem mehrfach genannten Graf Konrad von Bestenburg noch andere Offiziere beigesellt waren, deren Namen (theilweise in offenbar etwas entstellter Form) lauten: Niccolò, Martin und Michiel, alle drei aus der Familie de la Torre, Gregor Rauber, Heinrich Bernich, Gotthardt Fores und Johannes Chil aus Burgund, Wolfgang Elcher und Jakob von Pian, alles reiche Deutsche und vom »Hofe des Kaisers«, wie man später in Venedig erfährt.

Die beunruhigenden Nachrichten von dieser Besetzung Pordenone's drängten in Venedig endlich zu entscheidenden Schritten. Der Oberbefehlshaber der Truppen, Bartolommeo d'Alviano selbst wird mit 1100 Reitern und 800 Fusssoldaten entsandt und trifft in der Nacht zum 28. März in Sacile ein, wo er sich mit Malatesta Baglioni verbindet. »Und ohne abzusatteln«, so fährt Rizzan in seiner Schilderung fort, »kamen sie auf Pordenone zu, und nicht früher erhielten wir davon Nachricht, als bis die Wache auf dem Thurm es uns ansagte. Und sogleich sandte ich Einen mit acht Reitern hinaus und habe sie spioniren und Ausschau halten lassen, und ich bewaffnete mich und stieg zu Pferde und liess die Trompete blasen, damit ein Jeder sich bereit setzte und in Ordnung hielte, und ich sagte dem Graf von Bestenberg, dass er drinnen zurückbleiben solle mit der schweren Reiterei und keinen fort lassen solle, und ich ritt mit zehn Reitern hinaus. Und sobald ich draussen war, setzten sich alle meine Begleiter in Flucht, mich mit Bitten bestürmend, dass ich nach den anderen Reitern schickte, die ich hatte bleiben heissen, deren Zahl ungefähr 300 war; und so sandte ich sogleich nach ihnen und nach dem Grafen, sie sollten schnell kommen; und so kam ein Theil und warfen sich einem Theil der Feinde entgegen, so dass sie diese weichen machten und zwei gefangen nahmen und mir sandten; und so weit ritten sie in die Feinde hinein, dass sie zu mir sandten und sagen liessen, sie besorgten, nicht umkehren zu können und mich baten, ich möchte gehen, ihnen Hülfe zu leisten. Und in diesem Augenblicke auch kam mir Kunde, dass der Herr Bartolo mit seinen Leuten in Ordnung sei, und daher sandte ich sogleich an Rainer, ihm zu sagen, dass er zu mir zurückkehren solle, so gut er es vermöge.«

Rainer war inzwischen selbst an anderem Orte mit dem Fussvolk des Proveditore Vitturi in's Gefecht gerathen und sah sich genöthigt, vor der Uebermacht desselben zu Rizzano zu weichen. Hierbei fallen die Reiter des Baglioni über ihn her, und es entsteht »wie eine Wolke« ein so wirres Gedränge, dass die erschreckten Bewohner der Stadt nicht mehr Freund und Feind zu unter-

scheiden vermögen. Die Deutschen ziehen sich allmählich nahe zur Stadt zurück, von allen Seiten von den Venezianern bedrängt, welche durch die Höfe der Vorstadt hindurch brechen. »Und die Reiter des Malatesta stürmten so auf mich ein, dass ich besorgte, sie würden mich mit den Meinigen bis in die Stadt zurückwerfen; und während ich mich umkehre und meine Lanze fasse und Malatesta angreife, wurde ich verwundet und gefangen genommen.«

Mit verdoppeltem Muth vertheidigte Rainer den Rückzug der Truppen in die Mauern Pordenone's. Nur von drei Leuten unterstützt, wehrt er den Feinden, die Brücke zu beschreiten. Einer seiner Mitkämpfer, ein Burgunder, schlägt drei Reiter nieder und erregt durch seine Kühnheit ein so grosses Erstaunen, dass der feindliche Feldherr ihm 10 Dukaten monatlichen Gehalt verspricht, falls er in seine Dienste treten wolle, was der wackere Mann aber mit Verachtung zurückweist. Bei einer anderen Brücke macht Alviano selbst den Angriff, aber vergeblich, da sie nach heftiger Beschiessung, bei welcher zwölf Deutsche fallen, einstürzt. Die Nacht bricht herein, aber ohne Unterlass wird das Bombardement fortgesetzt, das von Innen nicht erwidert werden kann, da die Belagerten ohne Geschütze und Pulver sind. Am Morgen des 29. März wird Rainer durch ein Geschoss verwundet — am Mittag dringen die Venezianer in die Stadt ein. Hundert Deutsche müssen ihr Leben im verzweifelten Kampfe lassen, die anderen 250 ziehen sich, zum Theil schwer verwundet, auf das Castell zurück und übergeben sich, als keine Rettung mehr bleibt, den Gegnern. Pordenone verfällt der Plünderung, selbst die Kirchen werden nicht verschont, ja der durch den Sieg zu frevlem Uebermuth entflammte Bartolommeo Alviano, uneingedenk des Augenblicks, da ihm sein Feldherrnstab in der Basilica S. Marco überreicht worden war, wagt es, mit den Huftritten seines Rosses die geweihte Stätte eines Gotteshauses zu entehren!

Von dem tapferen Häuflein, das, seine Vorpostenstellung mit so zähem Muthe vertheidigend, die Bewunderung und Sympathie der Bürgerschaft Pordenone's gewonnen hatte, waren schliesslich nur 132 Mann, darunter die oben

genannten Edelleute, übrig geblieben. Sie trafen am 2. April als Gefangene in Venedig ein. Am 5. folgte ihnen Rizzan, welcher seiner Wunde wegen bis dahin in Sacile gelegen hatte. Sein Erscheinen erregte Aufsehen: erkannte man doch in ihm denselben gewaltthätigen Mann, der im Jahre zuvor in allernächster Nachbarschaft von Mestre aus, das er verbrennen liess, Venedig selbst bedroht hatte. »Ein grosser Mann, mager, 34 Jahre alt, hässlich von Ansehen, macht einen grausamen Eindruck.« Er wurde in das nur für die Vornehmsten bestimmte Gefängniss, die »Torresella« im Dogenpalast, gebracht, von wo aus er am 27. April seinem Verwandten in Deutschland die Schilderung des Kampfes in Pordenone machte. Der Hauptmann Rainer fand, vermuthlich weil seine Wunden der Pflege bedurften, Unterkunft im Palaste des Ser Lorenzo Giustiniani bei San Moisè, den Anderen wurden die für Kriegsgefangene bestimmten sogenannten »Gabbioni«, Gefängnisse, die sich zu jenen Zeiten dort, wo heute der Giardino reale ist, befanden, zum Aufenthalt angewiesen.

So endete der Versuch, Pordenone für Kaiser Maximilian zu gewinnen: vierzehn Tage nachdem die Venezianer es den Deutschen hatten überlassen müssen, kehrte es für alle Zeiten unter die Herrschaft der Republik zurück. Zum Lohn für seine vielen Mühen und Thaten erhielt Alviano die Stadt zum Geschenk. Mit Pordenone wurde auch Prata venezianisch. Dieses Castell, das, nach vollständiger Verwüstung durch die Venezianer im Jahre 1419, später wohl zum Theile wieder aufgebaut worden war, war zur Zeit der Liga von Cambray von seinen dem Kaiser Maximilian ergebenen Besitzern, den Conti di Prata, verlassen worden, und wurde jetzt am 14. November 1514 dem zum Grafen ernannten Cavaliere Daniele Florido di Spilimbergo zu Lehen gegeben.

Hat einer der deutschen Offiziere, die im März 1514 Pordenone und die Umgegend besetzt hielten, den Ring verloren? Wohl möglich! Aber falls dies wirklich so, welcher von ihnen? Der gewaltthätige Rizzan? der unerschrockene

Rainer? Graf Bestenberg? oder einer von den anderen Genannten? Nicht der leiseste Anhalt bietet sich zur Beantwortung dieser Frage dar. Von einigen kurzen späteren Notizen abgesehen, finden sich keine wichtigen Angaben über ihre Persönlichkeit und ihre Schicksale. Nach dieser Seite ist der Weg weiterer Forschung versperrt! Wer aber war jener Oberbefehlshaber Graf Christoph Frangipani, der am 15. Februar auf dem Wege von Udine nach Osopo eine Reliquie verlor, der vom 15. bis 20. März in Pordenone weilte und von hier aus Streifzüge unternahm? Was wissen wir Näheres von ihm? Ihm auf seinen Wegen zu folgen, ist die nächste Aufgabe!

Manche Chronisten und Geschichtsschreiber Venedig's, vor Allem Malipiero mit seinen Annalen, Marc' Antonio Michiel mit seinen von 1511 bis 1520 geschriebenen Diarii, Pietro Bembo, Pietro Giustiniani, Nicolò Doglioni, Paolo Morosini mit ihren Darstellungen der Venezianischen Geschichte und Andere mehr dürften erwünschte Nachrichten bringen. Das bei weitem Wichtigste werde ich aber wohl wieder Marino Sanuto zu verdanken haben. Er bleibe mir gewogen!

II. Capitel.

Das Geschlecht der Frangipani, Grafen von Segna, Modrus und Veglia.

Ich weiss ein wildes Geschlecht.
DIE WALKÜRE.

Classe XI, codex LXV. Chronik der Insel Veglia und der Familie Frangipany auf dieser Insel. Geschrieben von Antonio Vinciguerra, Secretair des Senates und der Republik von Venedig«, diese Angabe entlehne ich dem Cataloge der Handschriften in der Marciana. Mit welchen Hoffnungen erwarte ich das Kommen des Dieners, der den Codex zu holen gegangen ist! Er kehrt mit demselben zurück, — aber: nur ein Titelblatt, einige Sonette zu Ehren Vinciguerra's finden sich darin, der gesammte Text fehlt, herausgerissen, wer weiss, zu welcher Zeit! Die schnell und über-

raschend erweckte Erwartung, einer zusammenhängenden Darstellung der Geschichte der Grafen Frangipani übersichtlich alle bedeutenden Facta entnehmen zu können, ist ebenso schnell enttäuscht worden! Ich sehe mich genöthigt, vereinzelte Notizen von verschiedenen Seiten her zu gewinnen und auf gut Glück alte Manuscripte und Drucke zu befragen. Die Arbeit ist langwieriger, doch söhne ich mich bald mit ihr aus: flüchtige Bilder tauchen nach einander auf, zumeist ohne Zusammenhang und in verwischten Umrissen, aber Dank der Kraft der Farben lebendig und eindrucksvoll!

Ein kühnes Geschlecht, auf starken Burgen in Croatien angesessen, mit seinem Stammsitz in Modrus und dem ihm von Bela III. 1260 zum Lehen gegebenen Segna (Zengg)! Von seinen Leidenschaften unablässig durch die Jahrhunderte hindurch zu ehrgeizigen Plänen, wilden Unternehmungen und frevlen Gewaltthaten fortgerissen, durch die Schrecken des Aberglaubens dann wieder getrieben, seine Zuflucht in fanatischer religiöser Devotion zu suchen, heroisch und treulos, unbändig und berechnend in jähem Wechsel, verzehrt es sein heisses Leben im Kampf mit Anderen und mit sich selbst.

Woher es gekommen, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Die Einen behaupten, dass Croatien von jeher seine Heimath gewesen, und dass sein Name eigentlich »Frankopan«, das ist: Franz der Herr, gelautet habe, Andere, dass es ein verschlagener Zweig jener römischen Familie der Frangipani's sei, deren Annalen mit dem grauenvollen, am letzten Hohenstaufen Konradin begangenen Verrath des Herrn von Astura: Johannes Frangipani und dem meuchlerischen Morde des Herzogs Friedrich des Streitbaren befleckt sind. Dagegen wissen die Verfasser venezianischer Genealogieen und zwar als die frühesten, soweit mir bekannt geworden: Francesco Venier und Zancaruola in ihren Chroniken (auf der Marciana) zu erzählen, dass in alter Zeit eine Sippe der Frangipani's aus Ravenna nach Venedig gekommen ist, die hier dem grossen Rath angehört

habe und 1347 in einem an der Münze angestellten Giovanni ausgestorben sei — aus diesen ravennatisch-venezianischen Frangipani's sei der croatische Seitenzweig hervorgegangen.

Sei dem, wie immer es sei — sichere Nachricht haben wir darüber, dass am 7. Juli 1368 ein Johannes Frangipani Graf von Segna in den grossen Rath und damit in den Adel von Venedig aufgenommen wurde, dass er die Insel Veglia bei Fiume, deren erste Erwerbung durch den Dogen Johann Partecipazio im Jahre 829 den Anfang venezianischer Eroberungspolitik bezeichnet, zu Lehen erhielt und bei einem Besuche in Venedig 1402 als treuer Freund der Republik hochgeehrt wurde. Es ist derselbe Johannes, der 1390 von Sigismund zum Ban von Croatien, Dalmatien und Slavonien gemacht wurde und 1410 im Auftrage des Königs Sebenico eroberte. Eine Erneuerung des Adelsprivilegs fand am 17. Dezember 1443 für den Grafen Nicolaus und seine Erben statt, was sich ein Verwandter (vermuthlich ein Sohn) desselben, Stephan, zu Nutzen zu machen suchte.

»Im Jahre 1446 traf hier der Graf Stephan Frangipani von Segna ein, und er kam mit einer schönen Gefolgschaft in guter Ordnung und ging zur Signoria in einem ganz mit Perlen bestickten Gewande von grossem Werthe. Welcher Graf gekommen ist, sich Rath von der Signoria zu erholen, ob er eine natürliche Schwester des Marchese Lionello von Ferrara, welche die Frau des Grafen von Urbino war, zur Gemahlin nehmen solle, und die Hochzeit war bereits vereinbart, und der Doge sagte ihm, es schiene ihm aus vielen Gründen und Rücksichten nicht gut, dass er sie zur Frau nehme, da ihm andere gute Parthien nicht fehlen würden. Nichts desto weniger bezeigte Jener der Signoria seine Dankbarkeit und ging nach Ferrara und machte die Hochzeit, wo er viele Tage blieb.«

Die Republik Venedig ihrerseits wusste das Verhältniss zu den Frangipani's im geeigneten Augenblick wohl auszunutzen. Als 1466 der Bruder des Grafen von Segna, Doymo, ohne Erben starb, bemächtigte sie sich ohne Weiteres,

dem Kaiser Friedrich III. zum Trotz, der Stadt Fiume, welche Doymo besessen. Und ebenso schnell griff sie kurze Zeit darauf 1480 in die Verhältnisse der Insel Veglia ein. Graf Johannes, welcher eine Frau aus der venezianischen Familie der Morosini zur Ehe genommen, hatte angeblich durch seine Grausamkeit und Tyrannei seine Untergebenen so aufgebracht, dass sie ihn nicht mehr zum Herrn wollten. Sie baten die Republik, die Regierung auf der Insel zu übernehmen. Ehe diese aber ihre Galeeren dorthin geschickt, hatten bereits die Ungarn der willkommenen Beute sich bemächtigt. Nach vergeblichen Unterhandlungen kam es zum Kampfe, in welchem die Ungarn unterlagen. »Nachdem das ganze Volk durch Läuten der Glocken in einen Saal des Palastes zusammengerufen war, sagte in Gegenwart des Proveditore und der drei Sopracomiti der Graf Johannes: »»Ich sehe, dass es der Wille Gottes ist wegen meiner Sünden und zum Besten meiner Untergebenen, da ich eingesehen, dem Heere des Königs von Ungarn nicht widerstehen zu können. Und damit meine treuen Unterthanen nicht leiden, habe ich mich entschlossen, den Staat seinem wahren Herrn, der Signoria von Venedig, abzutreten, weil er nach allem Recht ihr gehört. Ich bitte das Volk, so wie es treu dem Hause der Frangipani gewesen, so es unserer erlauchtesten Signoria zu sein.«« Und wandte sich zum Proveditore und überreichte ihm die Schlüssel der Stadt, des Castelles und Pallastes.« Ein Malipiero wird Gouverneur der Insel und hierauf jener Secretär Antonio Vinciguerra, der die verlorene Geschichte der Frangipani's geschrieben hat.

Graf Johannes aber, der seine erzwungene Absetzung so geschickt als einen Akt freiwilliger Grossmuth darzustellen gewusst hatte, ging mit seiner Gemahlin und seinen Kindern nach Venedig. »Hier wurde im Senat der Beschluss gefasst, ihm für Lebenszeit eine Provision von 100 Dukaten monatlich zu geben und 4000 Ducaten als Mitgift für eine seiner Töchter. Aber er ging darauf nicht ein und floh nach Deutschland. Seine Tochter, Catharina genannt, aber erhielt besagte Mitgift und wurde von den Brüdern der Gräfin: Pietro und Marco Morosini mit Einwilligung der Signoria an einen Enkel des Dogen Fran-

cesco Dandolo, Sohn des Antonio Dandolo, verheirathet. Später verehelichte sie sich zum zweiten Male mit Ser Andrea Foscolo, Sohn des Girolamo Foscolo, und starb ohne Erben.«

Ein lehrreiches Beispiel mehr, wie Venedig derartige Angelegenheiten zu betreiben und in gefälliger Form zu Ende zu führen wusste! In diesem Falle war es einem gewaltthätigen Vasallen gegenüber zwar vollständig im Recht, aber doch kann man nicht umhin, in dem Vorgang ein kleines Vorspiel zu dem grossen, wenige Jahre später sich vollziehenden Drama der Abdankung Catharina Cornaro's zu erkennen — nur dass diese feierlich zur Tochter der Republik erklärt wurde, bevor sie den Thron von Cypern bestieg, indess die Signoria der Morosini-Frangipani väterliche Huld erst angedeihen liess, nachdem ihr Gemahl durch venezianische Galeeren seines Landes und seiner Leute beraubt worden war! Ob mit Recht, ob mit Unrecht — von seinem alten Sitze war ein starker Stamm vertrieben und damit die Veranlassung zu beständigen Unruhen gegeben. Wenn dieselben sich nicht offen gegen Venedig wandten, so lag der Grund hierfür einmal darin, dass die Macht der Republik eine viel zu gewaltige war, dann aber auch in dem Umstande, dass die Frangipani's in den ungarischen Wirren ihre zweite Besitzung Segna an Matthias Corvin verloren hatten und zunächst auf deren Wiedererwerbung bedacht sein mussten.

Nicht so leicht, wie mit Johannes — denn dessen Versuch, 1484 mit Hülfe der Ungarn die Insel Veglia wieder zu erobern, blieb ohne Erfolg — sollte es Venedig mit zwei anderen Frangipani's, die jetzt in den Vordergrund treten, den Grafen Angelo und Bernhardin, haben, welche am Ende des Jahrhunderts in Istrien und Dalmatien beständige Unruhen verursachten. Kaum war für den Krieg mit Ferrara Angelo mit jährlichem Gehalt von 3120 Ducaten angeworben worden, so kam auch schon die Nachricht, er habe Dienste beim König Matthias von Ungarn angenommen und mache Streifzüge auf Beute in Istrien. »Dieser Angelo pflegte von je ein Corsar auf dem Lande zu sein. Die Kaufleute, die zu den Messen nach Deutschland zogen, ohne seine specielle

Erlaubniss zu haben, nahm er einfach gefangen und beraubte sie ihrer Habe«, ein Verfahren, das in dem wohlgeordneten Staatswesen der Signoria allerdings unerhört war. Aber der Himmel selbst bestrafte seine Thaten. In einem 1499 an den Senat gelangten Schreiben eines venezianischen Beamten heisst es: »es ist zwar eine Albernheit, aber ich will es doch schreiben. Graf Angelo de Frangipanibus, der zu Bregno oberhalb Segna wohnt, liess eine Festung unweit seines Ortes durch einen ihm theuren Diener Namens Susich bauen und zwang seine Untergebenen mit grösster Härte gewaltsam, an besagter Festung zu arbeiten, an Festtagen so gut wie an gewöhnlichen. Und als er die Festung fast vollendet hatte, scheint es, dass durch ein göttliches Gericht nach dem vergangenen Weihnachtsfeste dieselbe von der Erde verschlungen wurde, so dass Nichts mehr von ihr sichtbar ist, als die Oeffnung, wo sie verschlungen wurde, mit ganz blutiger Erde — in der That eine in gewissem Sinne unerhörte und sehr wunderbare Sache.«

Dem einen Wunder folgt bald ein zweites, an dem, wie es scheint, Graf Bernhardin, der es selbst erlebte, nicht ohne geheime Schuld ist.

»Am Tage des neuen Jahres bei Gelegenheit, dass der Graf Bernhardin in Modrusa die Messe mit Gesang hörte, fand der Priester, als er die heiligste Hostie, um sie zu brechen, nach Brauch nehmen wollte, dieselbe nicht auf dem Altar, und ganz starr vor Schrecken, wusste er nicht, was thun noch sagen. Und es erhob sich darob grosser Tumult unter den Anwesenden und einige, die von draussen in die Kirche gingen, sahen jene Hostie in der Luft über dem Kirchthurme, und besagter Herr und Alle gingen hinaus und sahen die Hostie und schickten den Priester, nachdem er das Evangelium gesagt, auf den Thurm, damit er versuche, die Hostie zu greifen. Und als er auf dem Balkon war, sahen Alle, dass die Hostie sich erhob und in die Luft stieg, so dass man sie nicht mehr sah und sie angesichts Aller verschwand, welche in grösstem Schrecken verharrten, da sie solch erstaunliches Wunder sahen. Der Priester, welcher die Messe sang, geht nach Rom, um solches Wunder seiner Heiligkeit dem Papste

zu melden, und selbiger Priester sagt, wohl wisse er, dass er ein Sünder sei, aber doch kein so grosser, dass seinetwegen solch' staunenswerthe Erscheinung geschehen sei: diese Neuigkeit, so wie man sie erzählt, theile ich Euch mit. Euere Excellenz schenke ihr so viel Glauben, als es Euch gut dünkt.«

Die Venezianer werden wohl nicht verfehlt haben, beide Wunder mit den feindseligen Unternehmungen in Zusammenhang zu bringen, welche auf einer Zusammenkunft aller Frangipani's damals zu Weihnachten in Buxene geplant worden waren. Aufregend genug war es auf dieser Versammlung hergegangen, denn sämmtliche Theilnehmer lagen in Fehde unter einander, am unversöhnlichsten die feindlichen Brüder Angelo und Bernhardin. Es handelte sich um die Rückeroberung von Segna, die in Szene gesetzt werden sollte, aber an Bernhard's Ansprüchen auf die Stadt, die er allein besitzen will, scheidert jede Uebereinkunft. Die Bemühungen um diesen Ort, dessen Bewohner ihn lieber verbrennen und verlassen, als in die Gewalt der gefürchteten Grafen gelangen lassen wollen, ziehen sich durch lange Jahre bei wechselnden Partheiungen hindurch und bringen solche Verwicklungen hervor, dass Venedig dankend auf das Anerbieten Angelo's, der Segna aus Missgunst auf seinen Bruder der Republik in die Hände spielen will, verzichtet.

Ein auch nur annäherndes Bild von der Rolle, welche die Frangipani's, vor allem Bernhardin, das mächtige und angesehene Haupt der Familie, und Angelo, weiter aber auch die Grafen Nicolaus, Johannes und Michael, letzterer ein Neffe Bernhardin's, in dem letzten Jahrzehnt des XV. und dem ersten des folgenden Jahrhunderts bei den ungarischen Ereignissen spielen, zu geben, ist hier und vielleicht überhaupt ganz unmöglich. In alles Wirrsal der Verhältnisse bringt ihr unsteter, abenteuernder Geist und ihr sehr wohl begreifliches Streben, die ihnen entrissenen Besitzungen wiederzugewinnen, neue Wirren hinein. Als nach dem Tode des Matthias Corvin von der einen Partei dessen unehelicher Sohn Johann Corvin als Kronprätendent begünstigt wird, treten sie auf seine Seite, wie sie später in Opposition gegen den gewählten König Wladislaw II.

sich als Anhänger dem König Maximilian gesellen, der, seine Rechte geltend zu machen, in Ungarn einfällt. Ihre Namen stehen mit unter dem von Wladislaw 1492 mit Maximilian geschlossenen Vertrage, nach welchem letzterer das Königthum erlangen solle, falls Wladislaw ohne Erbe sterbe. Trotz dieser Unterzeichnung fahren sie aber unbekümmert fort, königliche Schlösser zu erobern und verwüsten, und Kriege mit dem Ban von Slavonien, Johann Both, zu führen, der in einem der Kämpfe fällt. Ja, sie rufen, um Segna zu erobern, die Türken in's Land, gegen welche sie selbst dann wieder ziehen. In der Schlacht bei Ubdina fällt Johann, Nicolaus geräth in Gefangenschaft, Bernhardin entflieht. Von Venedig aus wird Angelo gegen Bernhardin geschickt, dann aber 1495 letzterer selbst als Condottiere für den Krieg gegen Karl VIII. mit 600 Reitern geworben. Neue Unruhen, neue Parteiungen entstehen in Ungarn. Stephan Zapolya erhebt sich gegen Wladislaw und gewinnt immer mehr an Macht, er beraubt Johann Corvin seiner Besitzungen, der als Ban von Slavonien und Croatien 1496 gegen ihn zieht, aber besiegt wird. In demselben Jahre schliesst Corvin ein Bündniss mit Bernhardin Frangipani, heirathet dessen Tochter Beatrice und fällt mit ihm plündernd und Grausamkeiten verübend im Gebiet von Zara ein, was zu Conflicten mit Venedig führt. Wir können nur ahnen, dass bei dieser Gelegenheit Graf Bernhard sein Gewissen so beschwerte oder ein solches Erlebniss hatte, dass er einige Monate später sich zu einer Pilgerfahrt entschloss. »Am 22. Januar 1497 kam in diese Stadt (Venedig) der Graf Bernhardin de Frangipanibus von Segna, und am 24. kam er vor die Signoria. Er ist von Gestalt ein sehr schöner Mann. Es wurde verbreitet, er wolle freies Geleit, und er ging dann nach Loreto, ein Gelübde zu erfüllen.«

Bei diesem Aufenthalte in Venedig scheint der Frangipani der Republik seine Dienste angeboten zu haben, verfolgt aber zunächst in den Kämpfen um Segna seine eigenen Interessen, bis ihn der Wunsch, seinen Sohn, wohl jenen Georg, der später Bischof von Vessprim und 1504 Erzbischof von Kalocsa wird, zum Bischof von Modrusa ernannt zu sehen, treibt, Venedig 1499 um Unter-

stützung hierbei beim Papst zu bitten. Von nun an bleibt er viele Jahre in directer Beziehung mit der Signoria, unterrichtet dieselbe von den Einfällen der Türken und verpflichtet sich, gegen dieselben zu kämpfen. In den entscheidenden Augenblicken aber ist er verschwunden, seine Berichte finden kein rechtes Vertrauen und in Folge dessen auch seine Forderungen von Mannschaft und Geld keine Gewährung. Ein heftiges Bombardement, das er von seinen Schlössern aus gegen die Türken gemacht hat, erweist sich als ein Scheinmanöver, angestellt nur in der Absicht, einzuschüchtern und die Venezianer zu zwingen, dass sie ihn in ihren Sold nehmen. Aehnlich treibt es Angelo — aber »die Frangipani haben Viel versprochen und Nichts gethan«. Während der nächsten Jahre geht es beständig so fort: Bitten und Anerbietungen von Seiten der Grafen, die sich feierlich ausgesöhnt haben, Mittheilungen von Seiten der venezianischen Behörden, dass Bernhardin trotz aller Vorspiegelungen nichts Anderes im Sinne habe, als nach Eroberung Segna's sich auch zum Herrn der Insel Veglia zu machen, Warnungen von Seiten der Signoria, die räuberischen Einfälle in venezianisches Gebiet einzustellen, und Zurückhaltung in der Unterstützung dieser croatischen Unruhestifter.

Von dem merkwürdigsten Berichterstatter über diese Angelegenheit hören wir am 12. Oktober 1503: »Es kam an diesem Morgen ins Colegio ein Philosoph genannt Hieronymus de Dionisii, welcher angab, er sei ein Genosse des Cynthius von Ancona, und er begann eine Rede in Italienisch und präsentirte einige Verse zum Lobe des Dogen und dann eine Bittschrift unterschrieben: Hieronimo di Dionisiis Siracusarum prosapia Bucharique comes (ein Spross von Syracus und Graf von Buchari). Darin erzählt er, dass er und die Seinen viel für unsere Signoria gethan haben, und er sei zum Bürger gemacht worden; und dass der Graf Bernhard dei Frangipani ihn gefangen genommen und in einem tiefen Kerker 6 Jahre 5 Monate und 28 Tage lang gefangen gehalten habe; so dass ihm nur vier Zähne geblieben seien und er zum reinen Scheusal geworden. Er macht auf die böse Gesinnung jenes Grafen aufmerksam, der die

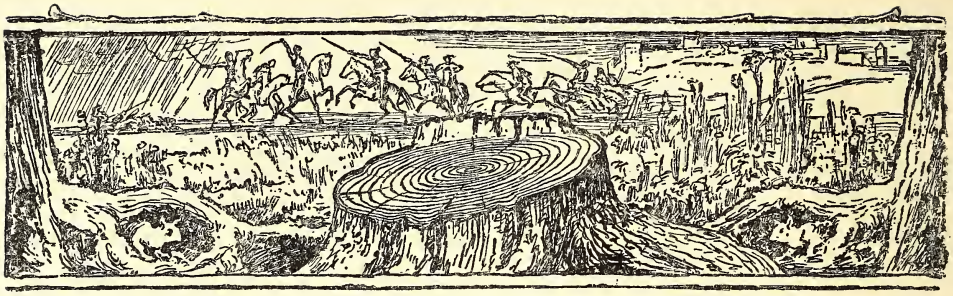
Insel Veglia zu erobern beabsichtige, und räth, eine Festung zu bauen. Er schliesst damit, er sei ein tödtlicher Feind des besagten Grafen.« Armer Philosoph! Man versprach zwar, Deine Bittschrift zu lesen, hat sich aber, wie es scheint, im Uebrigen nicht weiter um Dich gekümmert, obgleich Dich Syracusa erzeugt und Cynthius von Ancona Dein Freund war! Nicht allein um Deine Zähne, sondern um allen Glauben an Deine dichterische Herrlichkeit hat Dich dieser furchtbare, ungebildete croatische Graf gebracht! Und doch die einzige Kunde, die von Dir auf die Nachwelt gekommen, verdankst Du demselben verhassten Feinde — so gieb den Groll auf und reiche im dunklen Lande der Schatten grüssend ihm die Hand, wenn Du ihm auf einsamen Wegen begegnest.

Ein gefährlicherer Gegner, als Hieronymus de Dionysiis, wurde dem Frangipani in demselben Jahre sein eigener Schwiegersohn, Johann Corvin, der plötzlich Segna für sich in Anspruch nahm und so den Kampf herausforderte. Selbst über den 1504 erfolgten Tod Corvin's hinaus dauerte die Feindschaft, da seine Wittwe Beatrice, in deren Adern das heisse Blut der Frangipani's floss, seine Sache gegen den eigenen Vater und die nächsten Verwandten aufrecht erhielt, bis sie, von Jenen, welche sich abermals nicht scheuten, die Türken zu ihrer Hülfe zu rufen, besiegt, ihrer Hoffnungen beraubt wurde.

Eine letzte Nachricht aus dem Jahre von 1506 über Bernhardin: dieses Mal von einem Zwist mit dem Kaiser Maximilian selbst handelnd, der eine vom Frangipani eroberte Ortschaft als sein Eigenthum in Anspruch nimmt und besetzt — und Venedig hört zwei Jahre lang bis zu jener furchtbaren Kampfeszeit, welche durch die Liga von Cambray über die von allen Mächten Europa's angegriffene, von keinem Freunde vertheidigte Republik hereinbricht, nichts mehr von den croatischen Nachbarn. In diesem Jahre 1508 kommt vom Osten die Kunde, dass Bernhardin's Tochter, Beatrix, die Wittwe Johann Corvin's, in zweiter Ehe sich mit dem Markgrafen Georg von Brandenburg, dem Sohn des Königs Wladislaw verheirathet habe, und die andere, dass Bernhardin's Sohn

Graf Christoph Frangipani im Dienste des Kaisers mit deutschen und croatischen Truppen in Istrien zum Einfalle in venezianisches Gebiet sich rüste.

Das verborgene Feuer lange getragener Feindschaft zwischen der Signoria von Venedig und den Herren von Segna, Modrus und Veglia, bricht lodernd zu Tage: als Erbe aller Leidenschaften und aller Ansprüche seines Stammes zieht Graf Christoph zu offenem Kampfe gegen die Lehnsherrn der Insel Veglia das Schwert aus der Scheide!



III. Capitel.

Christoph Frangipani im Kampf mit Venedig.

Mein Sehnen drängt zum Kampfe.
TANNHÄUSER.

Vier Söhne und eine Tochter waren der Ehe des Grafen Bernhardin mit Luise von Arragonien entsprossen. Von Beatrice, ihrer ersten Ehe mit Johann Corvin, ihrer zweiten mit dem Markgrafen Georg von Brandenburg und von dem für den geistlichen Stand bestimmten Georg haben wir schon Kunde erhalten, einer der beiden jüngeren Brüder: Ferdinand wird gelegentlich erwähnt — sie alle aber, wie auch die anderen Träger des Namens, treten vor dem Erstgeborenen Bernhardin's: Christoph, dem späteren Haupt der directen Modruser Linie des Geschlechtes, in den Hintergrund. Im Jahre 1483 (nach Einigen schon in den siebziger Jahren) geboren, scheint er frühzeitig vom Vater an den Hof des Königs von Ungarn geschickt

worden zu sein, wo er wenigstens 1499 sich aufgehalten hat. Wann er zuerst in den Dienst des Kaisers getreten, ist unbekannt. Das Dunkel, in welches seine Jugend gehüllt ist, lichtet sich nicht vor dem Jahre 1508, in welchem wie fernes Wetterleuchten seine Truppenwerbungen und Unternehmungen gegen einige venezianische Castelle in Istrien im Juni zu Venedig sich bemerkbar machen, in Folge des Waffenstillstandes im Juli aber eingestellt werden. In den folgenden Jahren gewinnt sein Name und seine Thätigkeit eine immer zunehmende Bedeutung, und zwar auf den drei von den Kaiserlichen gegen die Republik in Scene gesetzten kriegerischen Unternehmungen, an denen er als einer der hervorragendsten Truppenführer neben Marco Can und seinem Vetter Michel Frangipani unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig Theil nimmt.

Der Ueberblick über den Zusammenhang der Ereignisse wird uns durch Sanuto's Aufzeichnungen gewährt, nähere Berichte aber über manche Einzelheiten dieses an kleinen Plänkeleien reichen, an Erfolgen armen Feldzuges sind uns in den Briefen des im venezianischen Heere kämpfenden Luigi da Porto von Vicenza gegeben, der, von einer schwermüthigen Liebe für eine »feindliche Herrin« beseelt und zu Thaten angespornt, als Capitano bei den leichten Reitern wiederholt sich auszuzeichnen Gelegenheit fand. Nicht aber seine Kriegsthaten, sondern ein anderes von ihm in jenen Zeiten Erlebtes ist es gewesen, welches Luigi's Andenken bis auf unsere Tage lebendig erhalten hat. »Ich pflegte«, so erzählt er, »beim Reiten unter Anderen einen meiner Bogenschützen von Verona bei mir zu haben, einen Mann von ungefähr fünfzig Jahren, tüchtig in seinem Beruf, von sehr angenehmem Wesen, und, wie fast alle Veroneser, ein herrlicher Erzähler, mit Namen Pellegrino. Derselbe war ein muthiger und erfahrener Soldat, zugleich aber von leichtlebiger Art und vielleicht mehr, als es seinen Jahren zukam, ohn' Unterlass verliebt, was seinem Werthe doppelten Werth verlieh, da er Vergnügen daran fand, die schönsten Novellen in wohl-

geordneter und anmuthiger Weise zu erzählen, namentlich solche, die von Liebe handelten — schönere, als ich sie je gehört! Einst, als ich von Gradisca, wo ich in Quartier lag, mit ihm und zwei anderen, — wer weiss? vielleicht von Liebe getrieben, — auf einer einsamen Strasse, die vom Kriege verbrannt und zerstört war, nach Udine ging und ganz in Gedanken verloren von den Anderen mich entfernte, näherte sich mir dieser Pellegrino und sprach, als erriethe er meine Gedanken, mich folgendermassen an: »»Wollt Ihr denn immer in Trauer dahinleben, weil eine grausame Schöne Euch wenig liebt? Und wenn ich gleich gegen mich selbst spreche, so muss ich, weil die guten Rathschläge sich besser geben als befolgen lassen, Euch, Herr, doch sagen, dass nicht allein es nicht wohl ansteht, während des Kriegsdienstes sich in die Gefangenschaft der Liebe zu begeben, sondern dass überhaupt fast immer das Ende, zu welchem die Liebe führt, ein trauriges ist und gefahrvoll, ihr zu folgen. Zum Zeugniss dessen, wenn es Euch gefällt, könnte ich Euch eine Geschichte, die in meiner Vaterstadt sich ereignet hat, erzählen! das würde zugleich den Weg uns weniger einsam und trübe erscheinen lassen. Und Ihr würdet hören, wie zwei edle Liebende von der Liebe zu jammervollem und erbarmungswürdigem Tode geführt wurden.«« Und da ich ihm ein Zeichen gegeben, dass ich ihn gerne anhören wolle, begann er seine Erzählung.«

Die Geschichte, welche Luigi da Porto in jenen unruhigen Kriegeszeiten des Jahres 1510 von Pellegrino erfuhr, hiess: Romeo und Giulietta, und dem Luigi, der sie später in friedlicheren Zeiten 1524 niederschrieb und seiner Verwandten Lucina Savorgnan, der Nichte jenes den Grafen Christoph bekämpfenden Girolamo, widmete, verdankt die Welt die unsterbliche Kenntniss der alten Mär »piena di pietade« vom Lieben und Sterben des Montecchi und der Capelletti! —

Die Wege Luigi's da Porto und Christoph Frangipani's haben sich, nahe neben einander herlaufend, nicht gekreuzt: der Name Christoph's erscheint kein einziges Mal in den Briefen Luigi's!

Der directe Anlass zu dem Feldzuge war von Venedig durch Eroberung kaiserlicher Orte im Friaul und Istrien, unter denen Görz und Triest die bedeutendsten waren, gegeben worden. Mit ihr hatte Bartolomeo d'Alviano die Erwiderung auf die von Kaiser Maximilian angeordneten Einfälle der Deutschen in venezianisches Gebiet ertheilt. Obgleich nun jene beiden Städte in der Zeit der von der Liga von Cambray veranlassten grössten Noth am 1. Juni 1509 freiwillig von der Signoria dem Kaiser wieder übergeben worden waren, vermochte diese nur halbe Wiedererstattung des Eroberten die weitgehenden Pläne des letzteren nicht mehr zu durchkreuzen. Indessen die deutsche Hauptmacht, welcher Maximilian selbst folgte, von Trient aus nach Vicenza und Padua gezogen war und diese Orte genommen hatte, fand der Angriff von der anderen Seite auf Friaul statt. Den nach Venedig gelangenden Nachrichten von grossen Truppenansammlungen und Streifzügen in Istrien folgt bald ein Hülfeschrei aus Udine, gegen welches das gesammte feindliche Heer anzieht. Dort wie hier gelingt es den gewaltsamen Anstrengungen, dem Eindringen der Deutschen Halt zu gebieten: bald nachdem Padua wiedergewonnen ist, werden dieselben nach Kämpfen bei Udine gezwungen, auch im Friaul zu weichen, und als der Versuch Maximilian's, sich von Neuem Padua's zu bemächtigen, glücklich vereitelt war und der Kaiser nach Deutschland zurückkehrte, konnten die Venezianer sogar daran denken, an den Frangipani's Rache zu nehmen. Die in ihrer Angst mit den Türken gepflogenen Verhandlungen bewirkten einen Einfall der letzteren in Croatien, der sich direct gegen die Schlösser der Grafen wendete und denselben grossen Schaden beifügte. Dies war die Antwort sowohl auf Christoph's Vorgehen, wie zugleich auf erneute Anstrengungen Bernhardin's, die Insel Veglia sich zu eigen zu machen. Ein drohender Brief ermahnt Christoph, sich mit der Signoria gut zu stellen, widrigenfalls er »es zu fühlen« bekommen solle.

Wie oft schon haben die croatischen Herren ihren Willen an der eisernen Gewalt dieser Herrin der Adria sich brechen sehen, wie stürmende Wogen, die in unaufhörlichem Anprall einen Felsen zu erschüttern versuchen — und wiederum

bleibt ihnen nichts Anderes übrig, als sich zu demüthigen! Zwar scheint sich Christoph zunächst aus den Drohungen wenig zu machen, da er sich vielmehr durch eine Steuer in Istrien für die durch die Türken erlittenen Verluste schadlos hält, aber im Laufe der folgenden Monate kommt er, wie sein Vater, zur Einsicht, dass es doch gerathener sei, sich durch Unterwerfung den Frieden zu sichern. Am 2. April 1510 entschuldigen sich Beide vor dem venezianischen Gesandten: Bernhardin sei nur gezwungen dem Befehle des Kaisers mit 10 Reitern nach Padua gefolgt, und an dem Auftreten Christoph's im Friaul sei der Statthalter Venedig's in Capo d'Istria Schuld gewesen. Mit Erstaunen liest man, dass Bernhardin an diese Mittheilungen die Bemerkung schliesst, er biete der Republik seine Dienste an; er habe den Muth, mit wenig Mannschaft Croatien dem König von Ungarn wegzunehmen! Kein Zweifel, er wäre der Mann dazu gewesen!

Noch im Mai und Juni wurden diese Verhandlungen von Bernhardin durch seinen Sohn Ferdinand in Budapest bei dem Gesandten betrieben, um dessen Klagen beim König von Ungarn zu verhindern — und schon im Mai liefen Klagen vom Grafen Hieronimo Savorgnan aus Friaul in Venedig ein, Graf Christoph habe ihm Diener weggefangen und in's Gefängniss geworfen, und am 1. Juni ist der letztere in Postoyna und sammelt Truppen zu erneutem Einfall im Friaul. Der zweite Feldzug beginnt.

Trotz mannigfacher Vorbereitungen, die von Christoph bald in Görz, bald in Postoyna, bald in Triest betrieben werden, sollte das Unternehmen zu keinen rechten Erfolgen führen. Nach kleinen Scharmützeln mit den Venezianern und Plünderungen von einigen Orten beschlossen die in Görz am 11. August Versammelten, unter der Führung des Herzogs von Braunschweig zum Kaiser nach Trient zu ziehen, woran sie aber durch die rechtzeitig unterrichteten Feinde, die ihnen den Weg verlegten, im Wesentlichen verhindert wurden. Damals erkrankte Christoph und lag in einem Schlosse bei Görz schwer darnieder. Auch im September, als sie von Neuem und zwar über Villach den Plan in's Werk zu setzen

versuchten, sahen sich Marco Can und Christoph veranlasst, bald umzukehren. Mit einer Plünderung von Albona im Dezember schloss die Campagne, und die Frangipani's zogen sich alle auf ihre Besitzungen zurück.

Nach halbjähriger Ruhepause erst begann Christoph, wiederum sich zu rüsten, und diesmal war er allein es, welcher den Kampf gegen Venedig vom Zaune brach. Der Feldzug, den er mit der Belagerung von Muglia einleitete, begann übel für ihn. Ein Pfeil verwundete ihn — drei Monate nachdem Luigi da Porto schwer verwundet vom Kriegsschauplatze nach Venedig gebracht worden war — am 9. Oktober 1511 am Beine und verursachte ihm grosse Schmerzen. Kaum wieder hergestellt, wiederum in der Nähe von Muglia, Anfang November, widerfährt ihm gelegentlich eines Zweikampfes mit dem venezianischen Proveditore Andrea Zivran neues Missgeschick. »Ich kam«, so berichtet dieser Zivran, »mit dem Grafen Christoph in Kampf Körper an Körper, und so handgemein geworden, führten wir viele Schläge Einer wider den Anderen, ohne Blut zu vergiessen — da versetzte ich ihm einen schrägen Hieb über das Gesicht und zerfleischte ihm das ganze Antlitz unter grossem Blutausströmen und Knochenbruch. Er aber hieb mir über die rechte Hand und schlug mir drei Finger — eine ungefährliche Verletzung — ab, wobei der linke Daumen einen Stich erhielt. Darob entflammt ich ihm mit Wuth zu Leibe ging, so dass er mir den Rücken zuwandte und gegen San Servolo zu floh, und ich verfolgte ihn zwei Miglien weit. Ein tapferer junger Hauptmann von Postoyna aber folgte mir von hinten mit ausgestreckter Lanze, so dass ich mich gegen ihn wenden musste. Und handgemein mit ihm geworden, versetzte ich ihm drei Wunden und bemächtigte mich seiner und nahm ihn gefangen und übergab ihn dem Diener. Ich selbst aber setzte dem Grafen nach, der ohne Zweifel, wenn er sich nicht, begleitet von nur sieben Reitern, in's Castell gerettet hätte, von mir gefangen genommen worden wäre. — Geduld! das Schicksal hat ihn zu grösserem Unglück für ihn und zu höherem Ruhme für uns aufbewahren wollen! Omnia pro meliori (Alles dient zum Besten), das aber steht fest, dass er sich meiner

nie rühmen wird, da er von Anderen noch niemals geschlagen und verwundet worden ist, und aus Gnade allein mit nur sieben Reitern hat entkommen können, und alle Uebrigen in Stücke geschlagen worden sind.«

Des glücklichen Siegers selbstbewusste Freude an seiner Heldenthat, von welcher mit Stolz noch seine Enkel und Enkelkinder erzählen sollten, ward uns bekannt; mit welchen Gefühlen der bisher Unbezwungene heimgekehrt, wissen wir nicht. Drei Monate lang ist er vom Schauplatz der Thaten verschwunden, und die Senatoren in Venedig mochten sich befriedigt ihre Vermuthungen mittheilen, Graf Christoph Frangipani habe seine Rolle ausgespielt, als die Meldung am 9. Januar 1512 kommt, er ziehe an der Spitze seiner Croaten auf Görz zu. Und nicht lange hätten seine Feinde auf die Erwiderung zu warten brauchen, die er Zivran's That zugedacht hatte, hätte nicht ein höherer Befehl, nämlich derjenige seines Kaisers, ihm die Waffen aus der Hand genommen. Der am 1. April beginnende und bis zum 1. Februar des nächsten Jahres 1513 dauernde Waffenstillstand, der mit Venedig abgeschlossen war, trat vereitelnd seinen Absichten in den Weg. Mit welcher Ungeduld er denselben begrüsst, wie sehr er ihm ein Ende zu bereiten wünschte, beweist mitten in der Zeit des Friedens sein Erscheinen vor Raspo. Mit Unrecht, so behauptete er, stelle die Signoria die Mauern dieser Festung wieder her, und ehe es zu schriftlichen Unterhandlungen kommen konnte, nahm er es ein und besetzte es mit seinen Truppen. So war er doch nicht ganz müssig gewesen. Als dann auf einer Diät in Görz im Januar 1513 die Verlängerung der Treuga bis zum 1. April festgesetzt wurde, war er es, der mit Ungestüm sich dem widersetzte, — lodernde, nicht mehr zu bändigende Leidenschaft reisst ihn zum Kampfe. Solch' ein Mann that dem Kaiser Maximilian Noth! Auf derselben Versammlung wurde Christoph zum Oberfeldherr des deutschen Heeres für den bevorstehenden erneuten Krieg in Istrien und im Friaul ernannt!

Drei Monate später im April ist der Graf bei seinem kaiserlichen Herrn und empfängt von dessen Hand eine Schwester des Cardinals von Gurk zur

Gemahlin, die ihm als Mitgift von Maximilian die Grafschaften von Pixin und Görz bringt. Mit seiner Gattin in Blaiburg bei Villach am 28. Mai eingetroffen, verweilte er bis Ende Juli dort, wo in grösserer Versammlung der Einfall nach Friaul besprochen und festgestellt wurde. Im September beginnt das Sammeln von Truppen. Die Siegesgewissheit, mit welcher die Frangipani's den kommenden Ereignissen entgegensehen, versetzt den Rath von Venedig in einige Beunruhigung, und der Versuch, die gefährlichen Gegner in Sold zu nehmen, wird beschlossen. Wie wenig kennt man doch noch den Mann, der ausser der Unterdrückung seines Geschlechtes jetzt auch noch die eigene vor Muglia empfangene Schmach zu rächen hat! Wenn je Venedig einen erbitterten Feind, den es zur Entscheidung auf Tod und Leben drängt, gehabt hat, so ist es jener Graf Christoph, der, alle Verhandlungen von sich weisend, an der Spitze des kaiserlichen Heeres vorwärts drängt! »Das ganze Vaterland zittert und ist in Flucht begriffen, überall sagt man: die Feinde kommen in's Friaul.«

IV. Capitel.

Die Lang's von Wellenburg.

Als mein Auge dich sah,
Warst du mein eigen.
DIE WALKÜRE.

UNTER den Patrizierfamilien, welche durch ihren Bürgerfleiss und Handelsbetrieb die glänzende Periode der Blüthe vorbereiteten, deren die Reichsstadt Augsburg im sechszehnten Jahrhundert sich erfreuen sollte, finden wir seit dem dreizehnten Jahrhundert auch diejenige der Lang. In frühen Tagen schon dürfte sie zu grosser Wohlhabenheit und Bedeutung gelangt sein und, aus der engen Umfriedigung der Stadtmauern hinausstrebend, sich eine herrschaftlich-ritterliche Stellung verschafft haben, denn im Jahre 1318 machte sie die Burg Mühlhausen zu ihrem Landsitz. Mit ihrer Vaterstadt erstarkend sollte sie auch mit dieser zugleich die Zeit ihres Glanzes erleben!

Mit frohen Hoffnungen durften in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts der ehrbare Johannes Lang, das Haupt der Familie, und seine Frau Margarethe, die dem rathsfähigen Hause der Sulzer entstammte, in die Zukunft hinausschauen: in den wohlgeordneten Verhältnissen eines stattlichen Besitzes wuchsen ihnen acht blühende Kinder heran, vier Söhne: Matthäus, Lucas, Johannes und Marx, und vier Töchter: Apollonia, Ottilie, Regina und Felicitas. In Knabenjahren schon scheint sich der älteste Sprössling, Matthäus, der 1468 geboren wurde, durch reiche Begabung so ausgezeichnet zu haben, dass der Vater ihm eine wissenschaftlich humanistische Bildung zu geben beschloss. Nach kurzem Aufenthalt auf der Universität zu Ingolstadt, betrieb er seine Studien 1486 in Wien und später in Tübingen, wo er am 27. Januar 1489 zum Magister gemacht wurde. In der Mainzischen Kanzlei angestellt, erregte er durch seine ausgebreiteten Kenntnisse und die Gewandtheit seines Wesens die Aufmerksamkeit des Kaisers Friedrich III. und wurde von diesem als Geheimschreiber nach Italien mitgenommen. Nicht minder wie sein Vorgänger wusste auch Kaiser Maximilian seine Dienste zu schätzen, ernannte ihn nach kurzer Zeit zum Rath und Kanzler und verschaffte ihm als erste kirchliche Stellen die Propsteien Wördsee und Vitring in Kärnthen. Noch am Anfange einer Laufbahn, die ihn zu höchsten Ehren führen sollte, gab er in reicher und glänzender Lebensweise seine spätere Bestimmung zu erkennen. Man erzählte mit Bewunderung, dass er mit einem Gefolge von 18 Reitern sich zu zeigen pflege. Kein Zweifel, dass Matthäus ein Mann nach dem Herzen Maximilian's war: machte ihn seine feine geistige Bildung zu einem der gelehrtesten Vertreter des Humanismus in jenem auserwählten Kreise, der sich um den Kaiser sammelte und dessen Haupt der gefeierte Dichter Konrad Celtes war, so trug er durch die Grazie gesellschaftlicher Formen und den Geschmack an Prachtentfaltung zur äusseren Repräsentation dieses Hofes bei.

»Er wird von Jedermann gepriesen«, so erzählt Köhler in seiner »Münzbelustigung«, »als ein hochverständiger, sehr wohl beredter, freygebiger und

ungemein geschickter Mann, der in alle Sättel gerecht gewesen, ausser, wann er einen Capitain abgeben wollen, und den der Kayser hat brauchen können, wie er gewolt. Jedoch war er ihm auch sehr kostbahr, als er die Meinung hatte, dass je grösser der Herr wird, dem man dienete, je grösseres Geld müsse man zu dessen Dienst und Ehre aufgehen lassen, dahero der Kayser von seinem Vorfahren dem hausshaltigen Erzbischof Leonhard und ihm zu sagen pflegen: Er habe zwey Caplane in dem Reiche, davon er den einen nicht aussäcklen und den andern nicht erfüllen könnte. Denn seine Hofstatt war mehr als fürstlich, seine Freygebigkeit königlich und seine Aufführung so herrlich und prächtig, dass er alle Cardinäle und Erzbischöfe seiner Zeit damit übertraf. Seine Theologia moralis muss aber nicht wohl gegründet gewesen sein, indem er, wann man ihm von Gewissen in misslichen Sachen vorgesaget, öfters zur Antwort gegeben: »Was Conscientia?««

Als der Kanzler im Jahre 1500 seinen fürstlichen Herrn zum Reichstage nach Augsburg begleitete und dort mit ihm die Vernichtung der alten kaiserlichen Macht durch die Einsetzung des Reichsregimentes erleben musste, waren auch des Matthäus Angehörige dem Kaiser nicht unbekannt mehr. Zwei Jahre zuvor bereits hatte der letztere ihnen den erblichen Adel verliehen. Nun gab es neue Gunstbezeugungen: Matthäus erhielt in seiner Vaterstadt die Domprobstei, der bald auch jene in Constanz folgen sollte. Aber noch ein anderes für die Familie bedeutungsvolles Ereigniss dürfte in diese Tage fallen. In die schweren Sorgen, welche Maximilian den Ausblick in die Zukunft verdüsterten und ihn in die Ermahnung an die zwanzig Fürsten des Reichsregimentes ausbrechen liessen: »wo man nichts Anderes thue, als bisher geschehen sei, so wolle er nicht verziehen und abwarten, dass man ihm die Krone vom Haupte nehme, sondern er wolle sie selbst vor seine Füsse werfen und nach den Stücken greifen« — in diese dunkle Stimmung seiner Seele scheint tröstend und erheiternd ein Lichtstrahl gefallen zu sein, ein Lichtstrahl, der aus den Augen einer Tochter des Lang'schen Hauses: Apollonia, brach und sein Herz in Liebe entbrennen liess!

Hat uns bisher von solchem Geheimniss auch keiner der deutschen Chronisten Kunde gegeben — Marino Sanuto verräth es mir, und mit zögernder Hand wage ich, den Schleier zu lüften, der zart, doch undurchdringlich es bisher verbarg. An zwei Stellen, da er von Apollonia spricht, erwähnt er, — wohl nicht, ohne den wahren Sachverhalt auf Grund übertreibenden Gerüchtes zu entstellen, — sie sei die Geliebte des Kaisers gewesen, ja die Erhebung des Matthäus zu höchsten Würden sei in nicht geringem Maasse auf den Zauber, den seine Schwester ausgeübt, zurückzuführen. Wann die erste Begegnung des Kaisers mit der lieblichen Patriziertochter stattgefunden, wird zwar nicht gesagt, doch möchte die Vermuthung, dass es damals in Augsburg war, nicht der Begründung entbehren, denn Apollonia hat nicht lange nachher die Heimath und die Eltern verlassen und ist dem Herrn und Geliebten an sein Hoflager gefolgt, wo sie als Hoffräulein der Kaiserin gesellt wurde. So ist Philippine Welserin denn nicht die erste unter Augsburg's Töchtern gewesen, die, von eines Fürsten Liebe geführt, seltener Ehren theilhaftig wurde. Und wunderbar genug: in derselben Stadt, mit welcher sich für alle Zeiten Philippine's Andenken verbinden sollte, in Innsbruck erlebte im Jahre 1503 Apollonia die neue Wendung ihres Schicksales.

Eine unwiderstehliche Macht scheint von ihr ausgegangen zu sein und alle Herzen bezwungen zu haben. »Die Erst dochter des Johann Lang«, so finde ich in einer kurzen Familienaufzeichnung (vor 1510), »hiess Apolonia, die ging in des Römischen König fraven zimmer und hielt sich so tugentlich und ehrlich, dass graffen und Herrn um sie warben«. Und die Zimmern'sche Chronik weiss auf Gerüchte hin davon zu erzählen, dass unter den leidenschaftlichen Verehrern Apollonia's auch der Herzog Jörg von Bayern gewesen. »In des kaisers maximiliani frawenzimber war ain Lengin, der war er gar im angesicht verirret; kam dahin, das er manichmal von irer wegen des kaisers hof nachreisete«. Ein Graf Julian von Lodron ist es gewesen, der unter ihren Bewerbern den Preis davontrug.

»Heute (am 1. Oktober)«, so berichtet der venezianische Gesandte, »wurde die Hochzeit einer Schwester des ersten königlichen Secretärs, Herrn Matthäus Lang, Hoffräuleins der Königin, mit einem Sohne des Herrn Parisoto von Lodron — zu dessen Ahnen vielleicht jener der Giulietta Capelletti zur Ehe bestimmte Graf Paris Lodron, von dem der Veroneser Landsknecht seinem Hauptmann Luigi da Porto zu erzählen wusste, gehörte — »gefeiert, und den ganzen Tag über wurden Feste und Turniere veranstaltet bis zur sechsten Stunde der Nacht. Und morgen wird der Markgraf von Brandenburg tiostiren. Und der Erzherzog ist zu diesen Festen gekommen.« Und eine andere Notiz: Matthäus Lang habe ihm gesagt, »er habe 6000 Dukaten für die Schwester ausgegeben, die er mit dem Sohne des Paris von Lodron verheirathet habe, und es waren die schönsten Feste.«

So ward die von Maximilian Geliebte die Gemahlin des Grafen Julian von Lodron!

In demselben Jahre wurde Matthäus Lang Administrator und Coadjutor des Bisthums Gurk. Zwei Jahre später erhielt er das Bisthum von Gurk. Dem am 24. August 1498 verliehenen Adel der Familie gesellte sich 1507 der Besitz der Burg Wellenburg am Lechfelde bei Augsburg. Vorübergehend hatten die Lang's, offenbar durch Erbschaft von den Onsorge's, zu welchem Geschlecht die Grossmutter des Matthäus gehörte, 1460 dieses ursprünglich bischöfliche Amtslehen inne gehabt, das nunmehr von Matthäus gemeinschaftlich mit dem König Maximilian (von Anton Lauginger) gekauft wurde und zum Theil wenigstens an Johannes Lang kam. Letzterer blieb Eigenthümer des ganzen Besitzes, doch durfte der König eine Burg bauen, welcher Matthäus seinerseits ein festes Lustschloss mit schönen Gärten und Alleen hinzufügte. Nach diesem Schlosse, das dann, als Ferdinand I. seinen Antheil verkaufte, ungetheilt den Lang's gehörte und von diesen 1595 an die noch heute es besitzenden Fürsten Fugger verkauft ward, wurden die Lang's »von Wellenburg« genannt.

War bis dahin die Thätigkeit des kaiserlichen Secretärs, nunmehrigen

Bischofs von Gurk, vorwiegend auf Deutschland beschränkt geblieben, so kam im Jahre 1508 der Augenblick, in welchem er als Diplomat auf den Schauplatz der europäischen Politik treten sollte. Als Gesandter zum Abschluss der Liga mit Frankreich, dem Papste und den anderen Mächten nach Cambray geschickt, ist er es fortan gewesen, der des Kaisers Interesse in den italienischen Angelegenheiten vertritt — »als ein zweiter Kaiser«, so sagte man in Venedig. Als nach dem Friedensschlusse zwischen Julius II. und den Venezianern, dessen Spitze sich gegen die in der Lombardei hausenden Franzosen wandte, der Versuch einer Einigung auf dem Congress in Mantua 1511 gemacht wurde, trachtete Venedig danach, Matthäus Lang, der von Maximilian den Titel eines Statthalters in Italien erhalten hatte, zu einer Liga gegen Frankreich zu bewegen. Auf einer Zusammenkunft mit dem Papste in Bologna, bei welcher Matthäus mit grösstem Pompe empfangen wurde, kam es zu ernsten Auseinandersetzungen, doch scheiterten die Verhandlungen an den hochmüthigen, unerschütterlichen Forderungen des Deutschen, welcher volle Wiedererstattung alles kaiserlichen Besitzes von den Venezianern verlangte. Diese letzteren aber liessen sich nicht so leicht abschrecken: ihr Gesandter erhielt den Auftrag, von Neuem auf den Kaiser einzuwirken und, um diesem Schritte Wirkung zu verschaffen, dem Bischof von Gurk 10000 Gulden und Benefizien im Werthe von 4000 Dukaten im venezianischen Gebiet zu versprechen, falls er den Vertrag zu Stande bringe. Andererseits entschloss sich auch der Papst, seinen Einfluss geltend zu machen, indem er im Dezember des Jahres Matthäus zum Cardinal machte. Diese Annäherung zwischen Papst und Kaiser kam aber nur dem letzteren, nicht Venedig zu Gute, das sich vielmehr von der neuen Liga ausgeschlossen sah. Von stolzer Genugthuung erfüllt, kehrte Lang, welcher mit geschickter Hand die Parteiwirrungen in Italien zu Maximilian's und seinen eigenen Gunsten ausgenutzt hatte, von Rom nach Deutschland zurück und errichtete seinem Vater, welcher, nachdem er noch die Triumphe des Sohnes mitangesehen, aus dem Leben schied, im Dom zu Augsburg die letzte Ruhestätte. Mit einer zweiten Reise nach Rom

zu dem neu erwählten Papste, dem Mediceer Leo X., dessen besondere Freundschaft der lebenskluge und geistvolle Mann sogleich für alle Zeit sich zu gewinnen wusste, schliesst im Jahre 1513 die so bedeutungsvoll eingreifende Thätigkeit des Matthäus als Diplomat in Italien ab. Mit grossen Festlichkeiten ihn ehrend, empfing im Jahre darauf Augsburg seinen, die Würden eines Coadjutors und Nachfolgers des Erzbischofs von Salzburg tragenden, mit dem Cardinalshute geschmückten Sohn.

Unter allen deutschen Namen, die in den Berichten der venezianischen Gesandten in dem ersten Jahrzehnt des XVI. Jahrhunderts auftauchen, erscheint der Name des Grafen Julian von Lodron, ausser gelegentlich seiner in Innsbruck gefeierten Hochzeit, nicht. Indessen Matthäus Lang seinen Einfluss und seine Thätigkeit von Jahr zu Jahr ruhmvoller ausbreitete, scheint seine Schwester ein ruhigeres Leben an der Seite ihres Gemahles geführt zu haben. Zu ihrem eigentlichen Wohnsitz dürften Julian und Apollonia ein Schloss in der Nähe von Obervellach im kärnthnischen Möllthal gewählt haben. Eine nicht datirte, aber zwischen 1504 und 1508 anzusetzende Urkunde berichtet, dass Maximilian dem Grafen und seiner Gattin für 4500 Gulden das Schloss und Landgericht Falkenstein, das Amt zu Kirchheim, sowie die Mauth zu Obervellach verpfändet habe. Nur kurze Zeit haben sie es gemeinsam bewohnt, schon 1510 war Apollonia Wittwe. In diesem Jahre erhielt sie vom Kaiser die Schlösser und Aemter Bleiburg, Schwarzenbach und Gutenstein bei Villach für 2600 Gulden verpfändet, — eine Bestimmung, die am 10. August 1512 in Augsburg dahin verändert wird, dass ihr jene Besitzungen ohne Termin versetzt werden, nachdem auf den Pfandsatz noch 6300 Gulden geschlagen worden sind.

Verpfändungen, Zahlenziffern — gespenstisch treten sie aus dem Dunkel, in welches Apollonia's Leben während langer Jahre für unsere Blicke gehüllt ist, hervor, als spotteten sie des Forschers, der nach dem ersten ahnungsvollen Einblick in die Wunder jungen, seligen Liebens die allzukühne Hoffnung gehegt, auch an den Leiden und Erfahrungen einer Frauenseele Theil nehmen zu dürfen,

nachdem der Zauber ihres Glückes ihr genommen. O thörichter Wahn! Als wäre je solches Leiden aus seinen Tiefen aufgestiegen, sich einem Anderen im kalten Tageslicht zu zeigen, als vermöchte es je, sei es nun auf den Blättern der Geschichte, sei es in Worten eines klagenden Mundes, sich zu äussern — begrabene Welten, die nur in ihrer Versteinerung, aber nimmer vom Athem des Lebens beseelt dem Auge zu schauen gestattet ist!

Aber über dem Vergangenen erhebt sich im unentrinnbaren Wechsel Neues. Vom Süden her aus wildem, kampfbewegten Leben naht der Patriziertochter Augsburg's als Freier der croatische Graf, der sein Schwert im Kampfe gegen Venedig dem Dienste des Kaisers geweiht hat. Auf ihrem Schlosse zu Bleiburg hört Apollonia, kaum dass die Hochzeitsmusik verklungen, das Klirren der Waffen, die für neue Thaten geschärft werden, und ehe ihr an die Wirklichkeit eines verjüngten Daseins zu glauben vergönnt ist, sieht sie den starken, kühnen Mann, der sie für sich gewonnen, an der Spitze seiner Truppen hinausziehen, einem ungewissen Schicksal entgegen!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

»Myt Wyllen dyn eygen« — war es dies Wort, das sie dem Scheidenden nachrief? —

Eine Ahnung, wer es gewesen, der den Ring in Pordenone verloren, will sich, als meine Forschungen bis zu diesem Abschnitt der Geschichte Christoph Frangipani's gelangt sind, nicht mehr zurückweisen lassen. Am Abend des 19. Februar schrieb ich, meine bisher gesammelten Notizen zusammenstellend, auf den Umschlag derselben:

Der Ring des Frangipani.

V. Capitel.

Die Kämpfe im Friaul 1514.

Rings um die Stätte
ragten mir Feinde.
Die Walküre.

Indessen Matthäus Lang mit Wort und Feder das Recht seines kaiserlichen Herrn zu wahren bemüht war, suchte der Schwager des Bischofs dasselbe mit Gewalt zu erzwingen. In kurzen Zügen sind gelegentlich der Schilderung jener Belagerung von Pordenone die ersten Vorfälle eines Feldzuges bereits angedeutet worden, der jetzt, da die Schicksale des Grafen Christoph tieferes Interesse gewonnen haben, eine eingehende Beachtung verlangt; scheint doch diese ganze Unternehmung gegen Venedig weit mehr die eines einzelnen Mannes, als diejenige des deutschen Reiches, welchem er dient, zu sein. Alle Thaten, alle Erfolge, alles gute und böse Geschick ist mit diesem einen Namen: Christoph Frangipani verknüpft.

In drei grösseren Ereignissen: der Eroberung von Marano, den Kämpfen um Pordenone und der Belagerung von Osopo lässt sich die Geschichte des Krieges zusammenfassen, und drei Feldherren der Signoria dementsprechend sind es, mit denen Christoph seine Kräfte zu messen hatte: Baldassare di Scipione, Bartolommeo d'Alviano und Girolamo Savorgnan.

Die am adriatischen Meere bei dem alten Aquileja gelegene wichtige venezianische Festung Marano ward, als im Anfang des Dezember 1513 die Kriegsvorbereitungen in Görz und Gradisca ihren Abschluss erreicht hatten, das erste Ziel, welches den deutschen Truppen von ihrem Führer gewiesen wurde.

»In dieser Zeit«, so erzählt der venezianische Geschichtsschreiber Pietro Giustiniani, »wurde durch hässlichen Verrath das Castell von Marano, dessen Befehlshaber Alessandro Marcello war, genommen und von den Feinden besetzt, und dies ging folgendermassen vor sich. Mit Marcello verkehrte in sehr vertrauter Weise Bortolo, ein Priester des Ortes, und es war dieser Schändliche, der eine solche Schurkerei beging und sich heimlich entschloss, die Festung den Deutschen zu übergeben. In dieser Absicht zu Marcello gehend, bat er mit Verstellung um die Schlüssel der Thore, um nach seiner Gewohnheit frühzeitig Morgens auf die Jagd zu gehen, denn er war ein guter Jäger. Jener, der an keinen Betrug dachte, befahl, dass man ihm die Schlüssel gebe, worauf der treulose Priester bei Anbruch des Tages schnell eine kleine Pforte öffnete, und, wie er es mit den Deutschen verabredet hatte, dreissig polnische Reiter zugleich mit dem Feldherrn Christofolo Frangipani hereinliess. Und ohne Verzug erschien eine andere Menge von Deutschen, welche in der Nähe im Gehölz sich verborgen gehalten: die Wachen wurden niedergehauen, die Stadt besetzt, und Marcello gefangen genommen. — — Nachdem Marano durch Betrug verloren gegangen war, sammelten die Venezianer sogleich zu Wasser und zu Lande eine grosse Anzahl von Soldaten und entschlossen sich, unter Führung von Baldassare Scipione und Hieronimo Savorgnano, Männern von Urtheil und Eifer, es wieder zu erobern, und damit die Sache besser von Statten gehe, sandten sie nach

Francesco Mosto, einem in Seeunternehmungen erfahrenen Mann, um den Ort vom Meer und vom Land aus tapfer zu bestürmen. Die Belagerung bereitete ihnen grosse Schwierigkeiten wegen der Lage der Stadt, die von allen Seiten von Lagunen und ganz niedrigem Wasser umgeben ist. Trotzdem aber drangen sie unerschrocken zu Wasser und zu Lande bis dicht unter die Mauern vor, und als die Leitern aufgestellt waren, stiegen eine Anzahl Soldaten sowohl von der Wasser-, wie der Landseite hinauf, und wären ihnen Andere mit gleichem Feuer gefolgt, so wäre es leicht gewesen, den Ort wieder zu nehmen. Aber in diesem Augenblicke, als jene Wenigen sich auf den Mauern befanden, liefen die erwachten Feinde daher, derart, dass die Venezianer gezwungen waren, sich zurückzuziehen, und sich tapfer auf die Flotte retteten, welche bei der Ebbe des Meeres fast ganz auf dem Trockenen festsass; als die Feinde dies bemerkten, liessen sie sich eine so schöne Gelegenheit nicht entgehen, und so schnell wie möglich herausbrechend, griffen sie zu gleicher Zeit die Flotte und das Heer an, und nachdem der grösste Theil der Unsrigen niedergehauen war, gelang ihnen die eine wie die andere Unternehmung aufs Glücklichste, und sie nahmen eine Galeere auf dem Trockenen und ausserdem viele Fahnen und Geschütze der Artillerie. Und als die Venezianer hörten, dass zahlreiche Compagnien von Deutschen zur Hülfe kämen, zogen sie, in Verwirrung hierüber und über die kaum erlittene Niederlage sich von der Belagerung zurück. Nicht lange darauf kam ihnen jener Verräther von Marano, Bartolo, in die Hände, der in der Gegend von Portogruaro von Niccolò de Pesaro gefasst wurde. Er zahlte in Venedig die Strafe für seine Schurkerei: mit einem Stricke an einem Fusse zwischen den zwei Säulen aufgehangen, wurde er vom ganzen Volke gesteinigt, und starb so elendiglich.«

Der Verlust Marano's wurde in Venedig bitter empfunden. Man erzählte sich von den kühnen Thaten, die Graf Christoph bei dem Ausfalle verrichtet, und mass die Schuld der Niederlage neben jenem verrätherischen Priester vor Allem Baldassare di Scipione zu, der, zur Rechenschaft in Venedig gezogen,

vom Kriegsschauplatz verschwand. Die Aufregung und Empörung wuchs aber noch höher, als man von einer unerhört grausamen That vernahm, welche der wilde Frangipani in der Nähe von Marano verübt.

»Man erfuhr, wie die Feinde den Bewohnern von Mozana, einem der schönsten Dörfer im Friaul, nahe bei Marano, Botschaft gesandt hatten, nach Marano zu kommen und dem Kaiser Gehorsam zu schwören. Und als die Unglücklichen nicht wollten, gab ihnen der Graf Christoph Frangipani, Feldherr des Heeres, Zusicherungen, sie sollten zu ihm kommen, und als ungefähr 115 gekommen waren, liess er denen, die über sechzig Jahre alt waren, die beiden Augen ausstechen, und den Jüngeren ein Auge und zwei Finger der rechten Hand und in das Gesicht ein Kreuz einschneiden — eine Grausamkeit so gross, dass selbst Türken sie nicht begangen haben würden. Dann sandte er nach ihrem Dorfe und hiess alle Frauen und Kinder, die dort geblieben, fortziehen und nach Marano senden, und während dreier Tagen zerstörten und raubten sie Alles, was in besagtem Dorfe war, so dass es die grösste Plünderung war.«

Die Empörung über den gefürchteten Feind mochte übertreiben — dass sein ungestümes Blut den Frangipani zu einer Schreckensthat fortgerissen, ist nicht zu bezweifeln, da er selbst dieselbe ohne Scheu später eingestanden hat. Unschuldige haben den Hass, den er gegen die Feinde seines Hauses hegte, in furchtbarer Weise erfahren müssen!

Kein Wunder, dass die Angst und der Schrecken sich weithin durch Friaul verbreitete, das die venezianischen Feldherren verzweifelte Anstrengungen machten, sich durch Truppen unter Malatesta Baglioni, der von Treviso nahte, zu verstärken. Dies hatte zunächst wenigstens den Erfolg, dass die Deutschen, nachdem sie noch Monfalcone eingenommen, sich Anfang Januar 1514 nach Görz und Gradisca zurückzogen, um ihrerseits durch neue Truppen ihre Macht zu erhöhen. Als dieselbe auf 2000 Landsknechte und 5000 Reiter angewachsen, setzte sich Christoph am 13. Februar in Bewegung auf Udine zu, welches von Savorgnan und Baglioni aufgegeben wurde, bemächtigte sich ohne Schwertstreich

dieser Stadt, sowie Cividale's, Spilimbergo's und Pordenone's, und folgte dann Savorgnan nach Osopo, dessen Belagerung ihm unerwartete Hindernisse in den Weg legte.

Grosse Pläne mögen ihn bei seinem siegreichen Vorwärtsdringen beschäftigt haben. Schon mag er sich auf dem Wege nach Treviso, ja in Mestre angesichts der mit ihren Hunderten von Thürmen und schimmernden Palästen aus den Lagunen auftauchenden Wunderstadt gesehen, im Flug seiner ehrgeizigen, ruhmtrunkenen Gedanken höher und höher sich erhoben haben — da verliess ihn sein Glück! Von abergläubischem Ahnen erschreckt, glaubte er, der Himmel selbst verkünde ihm durch den Verlust einer theuren Reliquie Unheil — wenige Tage, nachdem er von Pordenone wieder nach Osopo zurückgekehrt, kam die Kunde, die tapfere Besatzung jener Stadt mit allen ihren Waffen habe die Waffen strecken müssen und werde gefangen nach Venedig gebracht. Er selbst aber, als er diese Nachricht empfing, lag auf dem Lager, ein Verwundeter!

Das Castell Osopo, an dessen Mauern sich trotz verzweifelter Anstrengungen die Leidenschaft und Macht des Grafen brechen sollte, bewacht den Eingang der von Kärnthen in's Friaul führenden grossen Verbindungsstrasse zwischen Deutschland und Italien. Nördlich von ihm bei Chiusa di Venzone beginnt das vom reissenden Tagliamento durchströmte wilde Thal, in welchem die Besitzungen Venedig's bis zum Orte Pontebba, der noch heute die Grenze zwischen Oesterreich und Italien bildet, hinaufreichten. »Der Berg von Osopo«, — wir lassen Pietro Giustiniani sprechen, — »an dessen Fusse der Tagliamento fliesst, ist von unglaublicher Steilheit und von der Natur zum Staunen der Sterblichen hierher gesetzt, denn auf der Ost- und Südseite ist er von lebendigem, jäh abschüssigem Felsen derart befestigt, dass man sagen kann, er sei durchaus unzugänglich; die andere westliche Seite ist nicht so steil, sondern der Weg ist gelinder für das Vieh sowohl wie für Karren, gleichwohl finden sich ringsumher einige so scharf abgeschnittene, auf allen Seiten verwitterte Felsen, dass sie künstlich von Steinblöcken gemachten Thürmen gleichen. Und auf einer der

Seiten dieses Berges, nämlich gegen Süden, ist die Festung von Osopo gelegen, unter welcher ein kleines Thal mit kleiner Ebene liegt. Hierher brachten die Feinde ihre Geschütze und begannen die Festung und deren kleines Thor zu beschiessen, derart, dass ein Theil der Mauern einbrach. Zudem machten die Deutschen sich auch von der andern Seite bei San Quirino mit Kriegszurüstung jeglicher Art an die Stadt heran und belästigten die Osopienser arg mit ihrer unablässigen Beschiessung. Als Savorgnano dies wahrnahm, rief er viele Soldaten zu sich, eilte hinaus und brach mitten in die Feinde hinein, die er zurückwarf, und verfolgte sie bis zum Lager, eine grosse Anzahl niederschlagend und verwundend. Bei dem Dorfe angelangt, wo die Deutschen ihre Quartiere hatten, legte er Feuer an und verbrannte darin eine grosse Menge von Waffen und Lebensmittel. Durch alles dies aber wenig eingeschüchtert, beschloss der Frangipani, den Ort durch Belagerung zu nehmen, da es durch Gewalt unmöglich schien. Und um so mehr glaubte er hierin Erfolg zu haben, als er wohl wusste, dass man drinnen an grossem Mangel der Nahrungsmittel litt.

Die Väter des Senates aber in Venedig, von allen Vorgängen durch die Briefe des Savorgnan unterrichtet, setzten ins Werk, dass Alviano sich mit den Compagnien, die ihm am besten geeignet schienen, ins Friaul begebe, und zugleich schrieben sie dem Savorgnan und den älteren Offizieren, ermahnten sie zur Treue und Pflicht: in wenigen Tagen könnten sie Hülfe erwarten, die das Vaterland, die Kirchen und allen ihren Besitz vertheidigen solle. Alle aber, die im Dienste der Republik ihrer würdige Thaten verrichteten, versprachen sie, nicht karg zu belohnen und sie auf alle mögliche und entsprechende Weise zu ehren. Daraufhin entschlossen sich alle Soldaten und Einwohner von Osopo, einmüthig jedes Ungemach, sei es auch noch so schwer, zu ertragen, und da sie kein Wasser hatten, gaben sie den Pferden Wein. Als aber Alviano mit den Hülfstruppen nahte, gab Frangipani, um der Gefahr zu entgehen, die Belagerung mit dem gesammten Heere auf, und die Unsrigen griffen seinen Hintertrab an und schlugen nicht wenige nieder, und der Frangipani nahm

zwölf Geschütze, welche er nicht mit sich schleppen konnte, und liess sie in jenen pfadlosen Wäldern, und entkam mit genauer Noth mit den Seinigen an einen sicheren Ort. Savorgnano aber gewann durch seine gute Führung in dieser Angelegenheit grosses Lob von den Venezianern und wurde als Edler in den grossen Rath gewählt und öffentlich zum Grafen von Belgrado und Osopo ernannt.«

Die Darstellung des venezianischen Geschichtsschreibers, welche in wenigen Worten die in Savorgnano's Briefen ausführlich geschilderten Vorgänge zusammenfasst, bringt zwar die allgemeinen Thatsachen der Wahrheit gemäss, vergisst aber das Ereigniss zu erwähnen, welches die Hauptursache für den Rückzug der Deutschen war — nämlich die schwere Verwundung, welche ihr Feldherr erlitt. Tag für Tag liefen Berichte in Venedig ein und wurden von Sanuto aufgeschrieben.

»Am 24. März von Osopo: mit Steinen, die sie aus der Festung schleuderten, haben sie Viele getödtet und Andere übel zugerichtet, unter diesen den Grafen Christoph, dem ein Felsstück auf den Kopf traf. So ist er aus dem Lager fortgetragen worden, um geheilt zu werden.«

»Vom 25. März aus Sacile: der Graf Christoph, welcher, wie es scheint, als Bauer verkleidet bis zur halben Höhe des Berges gestiegen war, ist von einem Felsstück verwundet worden und ist hinab getragen und, um sich zu heilen, in ein gewisses Lager gebracht worden.«

Die gleiche Nachricht in des Grafen Savorgnan's Briefen, auf deren Rand die Verse zu lesen sind:

Frangipanis eram, sed dum volo frangere saxa,
Osopi, frangunt, heu! mihi saxa caput.

»Vom 29. und 31. März: vom Grafen Christoph habe ich hier vernommen, unter dem Berge von Osopo, dass in Folge des Abfeuerns eines grossen Geschützes ein Stück Fels sich vom Berge gelöst und ihn auf die rechte Schläfe getroffen, so dass er zu Boden stürzte, und hätte er nicht den Helm auf dem

Kopfe gehabt, so wäre er dort gestorben, doch ist der Schlag tödtlich. Und als man ihm den Helm abnehmen wollte, war es nothwendig, denselben in drei Theile zu zerbrechen und ihn zu zersägen; da fiel der Graf in eine Ohnmacht also, dass er einen Tag lang wie todt blieb, und er ist nach Venzon gebracht worden, sich zu heilen.«

»Vom 31. März: ich hörte gestern, wie um die 22. Stunde der Graf Christoph auf einer Bahre von Gemona fortgebracht wurde; für seine Genesung haben die Aerzte wenig Hoffnung: judicia Domini recta — gerecht sind die Urtheile des Herrn.«

»Vom 1. April: der Graf Christoph wurde gestern in der grossen Ostaria von Venzon gesehen in übler Verfassung durch den Stein, der ihn vor Osopo traf. Selbiger Graf wollte den Versuch machen, sich zu erheben, um sich anzukleiden, doch vermochte er es nicht; er war gezwungen, ins Bett zurückzukehren und er war nahe daran, von jenem Wurfe zu sterben.«

Auf einer Bahre getragen, so verliess Christoph die vergeblich bestürmte Festung Osopo und zog sich mit seinen Truppen nordwärts nach Gemona, dann nach der Chiusa di Venzone und in der Richtung auf Pontebba zurück. Das Unglück verheissende Omen hatte wahr gesprochen! Aber die ungebrochene Willenskraft trotzte dem Geschick und befahl dem von Schmerzen gemarterten Körper, sich aufzuraffen.

»Am Sonnabend in der Nacht«, erzählt ein Mann Namens Bernardo da Terenzan, »floh ich von der Trevisa und am Tage darauf (am 2. April) sah ich Einen auf einem schönen schwarzen Pferde, der vom Pferde fiel, und von allen denen, die dort waren, wurde gesagt, dass Jener der Graf Christoph sei, und sein Gesicht war ganz schwarz, und sogleich wurde er auf eine Bahre gelegt, und über ihn wurde eine Decke von Goldbrokat geworfen, und die Leute um ihn herum weinten und führten ihn auf der Bahre fort, ich weiss nicht wohin.« —

Zwei Tage lang jubelte man in Venedig über den Tod des Gefährlichsten der Feinde, als am 7. April die Nachricht aus Udine kam: »man weiss gewiss,

dass der Graf Christoph in Gradisca eingetroffen ist. Der Graf Bernhard Frangipani, sein Vater, ist mit 50 Reitern in Görz angelangt, auf die Kunde von der Verwundung des Sohnes und herbeigerufen von dessen Gattin, der Schwester des Cardinals von Gurk, die sich in Görz befindet.« Und an demselben Tage sendet Christoph folgendes Schreiben an die Commune von Udine:

»Ehrwürdige Nobili, Rath und Volk der Stadt Udine,
wertheste Freunde.

Obgleich wir überzeugt sind, dass Ihr, verpflichtet durch die Bande des Eidschwures und die Bande der Seiner Kaiserlichen Majestät und dem erlauchtesten und getreuesten Hause Oesterreich und seinen Bevollmächtigten geleisteten Treue in Eurer Ergebenheit, beständiger Treue und Aufrichtigkeit verharrt habt, so habe ich doch von einigen Niedrigen und Meineidigen gehört, die ohne Achtung vor der versprochenen Treue und dem Eidschwur sich von der treuen Gesinnung im Widerspruch gegen die Guten und Treuen losgesagt, welche aus Angst nicht wagen, gegen jene vorzugehen, weil sie glauben, das ganze kaiserliche Heer sei vollständig geschlagen und zertrümmert und wir alle gestorben. Daher ermahnen und erlegen wir Euch auf, dass nach Empfang Dieses Ihr mir entschiedene Antwort durch Briefe geben wollet, um mir zu bezeugen, ob Eure Meinung, Wille und Gesinnung ist, in der schuldigen Treue gegen die Kaiserliche Majestät zu verharren, wie Ihr zuvor versprochen und geschworen, oder nicht, damit wir wissen, in welcher Weise wir gegen Euch vorzugehen haben, falls Ihr in unheilvoller Gesinnung gegen jene Vorbesagten befangen seid, was wir jedoch nicht glauben. Und Ihr hättet keine rechtmässige Entschuldigung mehr, wenn wir uns Euch näherten, weil wir dann keinen Vertrag noch Uebereinkunft mehr mit Euch wollen. Jene vorgenannten Verbrecher aber und Meineidigen, die sich gegen uns empört, glaubten, dass Bartolommeo Alviano mit seinem Heere vor Görz angelangt, ohne Weiteres Görz, Gradisca und Triest nehmen werde, weil er besagte Orte ohne Schutz von Truppen, Geschütz und Munition finden werde, und dass nie mehr das kaiserliche Heer in das Vater-

land kommen werde. Jener aber, da er weidlich gut vor Görz empfangen wurde und von unserer Ankunft gehört, hat mit verdoppelter Wuth und Eile zu seiner Schmach und Schaden von dannen ziehen müssen; und Jene, die uns für geschlagen und todt hielten, werden ihre bösen Thaten und ihren Irrthum zu bereuen haben. Monfalcone, das auf Anrathen Einiger geschwankt hatte, hat seinen Irrthum erkannt und ist freiwillig am letzten Mittwoch in die Ergebenheit gegen die Kaiserliche Majestät zurückgekehrt, in Sorge, für seinen Irrthum gezüchtigt zu werden, und die Bürger dort haben, um sich zu retten, vier in ihre Gewalt gebracht, welche die Ersten waren, von besagter Ergebenheit sich loszusagen, und auch Euer vorerwähnter Mitbürger Francesco Colombato ist zugleich mit einem Fähnlein des Girolamo Savorgnan gefangen genommen worden.

Aus dem glücklichsten kaiserlichen Lager bei Cormons am 7. April 1514.

Christoph de Frangipanibus, Graf.
Jacobus, oberster Rath seiner kaiserlichen Majestät beim Heere,
Johannes von Augsburger, Baron.
Georg von Lamsberger
und andere kaiserliche Kriegsräthe.«

Die kraftvolle Sprache dieses Schreibens würde nicht vermuthen lassen, dass derjenige, welcher es dictirt, in erbittertem Kampfe mit dem Tode rang. Mehrere Wochen blieb Christoph, von Niemand gesehen, auf seinem Krankenlager in Gradisca. Die Leiden, welche Apollonia zu pflegen hatte, waren nicht bloss körperlicher, sondern auch seelischer Art. »Man sagt ganz öffentlich, dass der Graf vom Kaiser Befehl erhalten hat, in seine Heimath zurückzukehren, weil er ihn nicht mehr zum Feldherrn haben will. Und der Beschämung wegen, geschlagen und aus Friaul verjagt worden zu sein, nicht seiner Verwundung halber bleibt er zu Bette.« Und weiter: »man sagt auch, dass der Graf von Allen übel angesehen wird und dass er nicht mehr Feldherr ist und Verräther gescholten wird. Auch dass er alle seine Habe nach Krain hat

schicken lassen, er selbst aber nicht sich davon machen kann, weil das Blut ihm das Gehirn beschädigt.«

Solches waren die Gerüchte, die nach Venedig colportirt und hier bereitwillig geglaubt worden. Manches mag an ihnen wahr gewesen sein, aber man irrte sich, wenn man glaubte, Frangipani habe weitere Pläne aufgegeben. Am 22. April hielt derselbe einen Kriegsrath ab, in welchem er den Entschluss, die äussersten Anstrengungen zur Abwehr der Feinde zu machen, fasste. Aber selbst die Macht, welche die Verzweiflung verleiht, konnte zu keinem Siege mehr führen. Es war zu spät! Bartolommeo Alviano, nachdem er Pordenone genommen und Osopo befreit, war in schnellen Märschen, ringsum das verlorene Land für die Venezianer wieder erobernd, vorwärts gegangen und stand, täglich neuer Erfolge sich versichernd, bei Görz und Gradisca. Aus dem Netz, das er um Christoph gezogen, gab es kein Entrinnen mehr. Der einzige Freund und Helfer, welcher dem Grafen blieb, war sein Vater Bernhardin, der seinerseits den alten Krieg gegen die verhassten Venezianer erneuerte, croatische Reiter nach Görz schickte und selbst von Veglia nach Marano ging, um diesen Ort wenigstens, der von Savorgnan belagert wurde, für den deutschen Kaiser zu wahren.

Am 29. April kam es zu einem ersten Scharmützel zwischen den Kaiserlichen und den Venezianern. Der Anführer der letzteren, der Proveditore Juan Vituri, nahm einige Mann gefangen, schickte sie aber an Christoph mit dem Bemerken zurück: auf diese Weise führe man in Italien zwischen Christen den Krieg und nicht wie Er, der die Augen ausstechen lasse! Schön klingende Worte, die aber doch nur ein Deckmantel berechnender Schlauheit waren, denn nach Venedig berichtete derselbe Vituri, »er habe die Gefangenen zurückgeschickt, damit sie nicht unsere Action sähen.«

Enger und enger zieht sich der Kreis der Feinde, immer vergeblicher erweisen sich alle Bemühungen, ihn zu durchbrechen, mit jeder Woche schwindet die Aussicht auf Unterstützung von aussen her mehr und mehr, die Hoffnung erlahmt

— am 5. Juni kommt es zum Letzten. In der Abendstunde dieses Tages erscheint vor dem Statthalter in Udine ein Eilbote aus dem Lager von Gradisca, welcher athemlos die Nachricht bringt: Graf Christoph sei verwundet und gefangen. Zugleich mit dieser allgemeinen Kunde ging der ausführlichere Bericht von Juan Vituri aus dem Castello di Porpedo an die Signoria von Venedig ab.

»Ich hatte wie gewöhnlich Stradiotische Reiter nach Gradisca geschickt, um die Bewegungen der Feinde zu erkunden. Dieselben hatten mir berichtet, dass die Croaten sie immer etwa drei Miglien weit verfolgten. Da dünkte mir es gut, zu versuchen, ob sich etwa Gefangene erbeuten liessen, und ich sandte nach der Compagnie des Herrn Petro di Longena, die vor Marano lag, um mehr Sicherheit für die Unsrigen zu haben, obgleich ihre Zahl wohl genügte. Und so sandte ich heute früh um die dritte Stunde des Tages 25 Reiter bis vor die Mauern von Gradisca, und ich selbst legte mich mit der anderen Mannschaft in den Hinterhalt. Jene Reiter zogen sich vor den Feinden, die aus der Stadt brachen, bis nach Marano zurück, und die Feinde, als sie unsere Reiter weichen sahen, setzten ihnen nach. Da brachen die Unsrigen ungestüm vor, und der Graf Christoph wurde verwundet und gefangen mit ungefähr 50 anderen, ein Theil der Uebrigen verwundet und getödtet, und von den Unsrigen wurden acht gefangen. Und so kehrten sie siegreich zurück, und morgen wird besagter Graf Christoph vor Marano geführt, um einen Versuch zu machen, mit seiner Hülfe die Stadt zur Uebergabe zu bringen. Graf Christoph hat mir gesagt, man erwarte in zwei Tagen den Kaiser in Person in Laibach.«

Es war ein Festestag in Venedig, an welchem des Juan Vituri Brief verlesen wurde: Jubel und Freude herrschte im Collegio, feierlich brachten die Gesandten von Ungarn und Frankreich der Signoria ihre Glückwünsche dar. »Sogleich wurde beschlossen, den Grafen Christoph, sobald er angekommen, in den neuen Saal der Signori di notte zu bringen und ihn auszufragen; von ihm wird man die Wahrheit darüber erfahren, was der Kaiser zu thun beabsichtigt,

und überhaupt Alles. Und besagter Saal, in welchem einige Nobili durch den Rath der Zehn gefangen gehalten wurden, wurde gefegt.«

Der Frangipani wurde zunächst nach Porpedo gebracht, wo ihm wegen der Wunde, die er im Gefecht empfangen, ein Ruhetag gegönnt wurde. Der Plan, ihn nach Marano zu führen, kam nicht zur Verwirklichung, zum grossen Leidwesen Savorgnan's, welcher sich auch bitter beschwerte, dass der Graf wie ein Herr gehalten werde und Ehren erhalte, welche doch einem Gefangenen, der so viel Unheil angerichtet, nicht gebührten. Christoph selbst hatte die Pläne, die man mit ihm hatte, vereitelt. Als man ihn aufforderte, nach Marano zu gehen und dort seinen Neffen, den Grafen Michael, und die anderen Befehlshaber zur Uebergabe zu bereden, erwiderte er: »nicht ich, denn gehe ich dorthin, so werde ich ihnen sagen, sie sollten sich halten, denn ich will kein Verräther sein. Und überdies ist mein Neffe nicht der Gouverneur, sondern es sind dort andere böhmische Offiziere.« Und als man ihn einen Gefangenen Savorgnan's nannte, sagte er: »ich bin nicht Dein Gefangener, sondern der Gefangene der Signorie«. —

Der Graf Savorgnan giebt mit schlecht verhehlter Entrüstung in einem Briefe dem Dogen Nachricht über diese Vorgänge:

»Erlauchtester Fürst! Heute ist der Graf Christoph hierher geführt worden. In welcher Form und mit welchen Ehren dies geschehen, sowie über die daran geknüpften Betrachtungen, darüber will ich mich nicht weiter aussprechen, da ich diese Aufgabe Anderen überlasse; wohl aber sage ich dies: hätte er in seinen Handlungen die Pflichten eines guten Soldaten gegen andere erfüllt, so wäre ich selbst der Meinung gewesen, man müsse ihn ehren; wenn ich aber an die von ihm begangenen Vergehungen gegen das Gesetz und die militärische Disciplin denke, so scheint es mir wahrlich nicht, dass er so viel Ehre verdiene und sein hochmüthiges Reden über mich so ganz ohne Bestrafung bleibe: namentlich da ich das, was ich ihm gesagt, im Auftrag Aller gesprochen, um ihm Schrecken einzujagen und ihn entsprechend unserer Absicht zu bewegen,

nach Marano zu kommen. Das ist ja in seiner Gewalt, da er zuerst es geraubt, mit Mannschaft versehen, unterstützt und gehalten hat — aber Geduld! Ich bitte Euere Erlaucht sehr, ihn als Gefangenen zu halten und nicht, wie ich sehe, dass es geschieht, wie einen Sohn. Ich empfehle mich Euerer Erlaucht.«

Noch einmal hatten sich die beiden Gegner gegenüber gestanden. Fortan sollten sich der Frangipani und Girolamo Savorgnan nicht mehr begegnen! Am 9. Juni langte Christoph in Venedig an — Andrea Zivran's Prophezeihung hatte sich erfüllt: »Geduld, das Schicksal hat ihn zu grösserem Unglück für ihn selbst und zu höherem Ruhme für uns aufbewahren wollen!«

Wenige Tage später traf Kaiser Maximilian in Laibach ein — er kam zu spät, seinen Getreuen zu retten, der ihm im Verlaufe eines halben Jahres das Friaul erobert und wieder verloren hatte. Das Einzige, was ihm zu thun übrig blieb, war, jener einsamen Frau, welche ihr mit aller Sehnsucht einer leidenden Seele neu erhofftes Glück in den Stürmen eines unerbittlichen Geschickes zerschellen sah, den Trost zu geben, den das Vertrauen in seine Freundschaft und seine Macht in sich barg. Ob diese Trostesworte ein williges und gläubiges Ohr fanden? — Seit dem 23. April lag Apollonia schwer erkrankt in Gradisca!

VI. Capitel.

In der Torresella.

O still! lass mich der Stimme lauschen —
DIE WALKÜRE.

Am 9. Juni zwischen der sechsten und neunten Stunde traf der Graf Christoph Frangipani hier ein. Er war nach deutscher Sitte gekleidet. Er ist ein junger Mann im Alter von 32 Jahren, schön und gross von Person, aber mager. Dieser Graf Christoph war ein wenig verwundet im Gesicht. Man sagt: er ritt auf einem wunderschönen Pferde von grossem Werth, welches Ser Juan Vituri, der Proveditore in Friaul, dann zum Geschenk erhielt.«

Es war ein grosses Ereigniss, die Ankunft dieses Mannes, dessen Name seit Jahren in Venedig mit Schrecken und Empörung genannt wurde! Endlich sah man ihn von Angesicht zu Angesicht, und wie er aus der Gondel stieg und

zum Dogenpalast hinschritt, verfolgten die neugierigen Blicke zahlloser von geheimem Schauder und offenkundiger Schadenfreude erregter Zuschauer die hohe Gestalt, bis sich die Thore hinter ihr schlossen. Indessen der Gefangene in den Saal der Signori di notte geführt wurde, hatte das Volk draussen genug sich zu erzählen von allen den Unternehmungen, welche er gegen den Staat begonnen, von dem siegreichen Zweikampf, den der tapfere Andrea Zivran mit ihm bestanden, von der durch Verrath gelungenen Eroberung der Feste Marano, von der an den Bauern von Mozana begangenen Grausamkeit, von der Gefangennehmung der deutschen Offiziere in Pordenone, von den Kämpfen um Osopo, wie er sich als Bauer verkleidet an die Festung heranschleichen wollte, wie der Felsblock ihn traf, wie er vor Gradisca in die Gewalt des Vituri kam! Alle seine Thaten lebten rings auf den Gassen und Plätzen Venedig's, dort in der Freiheit, — nur ihre Schattenbilder als dunkle Gedanken waren dem Einsamen über die Schwelle des Gefängnisses gefolgt!

Bereits am folgenden Tage trat der Rath der Zehn in geheimer Sitzung zusammen und beschloss, dem Grafen als Aufenthalt die Torresella im Palazzo ducale anzuweisen. Zugleich wurde bestimmt, dass die Wachen verstärkt werden sollten, an Stelle des Dieners, der augenblicklich dort sich befinde, ein anderer, auf dessen Treue voller Verlass sei, gesetzt werde, und Christoph Frangipani mit dem Hauptmann Rainer, Guido della Torre und einem (vermuthlich auch in jenen Tagen gefangen genommenen) Christoph Callepin einem Verhör zu unterwerfen sei. Von den Erfolgen desselben ist uns keine Nachricht erhalten — kein Zweifel, dass, wie Frangipani, auch die Anderen, ihrem kaiserlichen Herrn getreu, jede Aussage verweigert haben. Die Torresella, in welcher Graf Christoph, Rainer und Rizzan ihren gemeinschaftlichen Leidensaufenthalt fanden, war der für die vornehmsten Gefangenen bestimmte Raum. Der Letzte, der 1510 in diesem an der Südostecke des Dogenpalastes gelegenen, noch vom alten Bau herstammenden Thürmchen in ehrenvoller Haft gehalten worden war, war der Marchese von Mantua, Francesco Gonzaga, gewesen, zur Strafe seines

Abfalles von der Parthei Venedig's zu derjenigen Massimiliano Sforza's. Die Erinnerung an den glorreichen Auszug, den dieser Gonzaga als neu erwählter Feldherr des venezianischen Heeres aus der Gefangenschaft gehalten, mochte dem Frangipani tröstliche Vorstellungen von einer ähnlichen glücklichen Wendung in seinem Schicksal erwecken. Aber die ihn umgebenden Mauern wussten auch Anderes zu erzählen: die grauenvolle Geschichte von den Letzten des im 14. Jahrhundert Padua beherrschenden Geschlechtes der Carrara, die ihre in wahnwitziger Verwegenheit betriebenen Verschwörungen gegen die Republik Venedig mit heimlich zu nächtlicher Stunde an ihnen vollzogener Hinrichtung zu büssen hatten. Die unerbittliche Göttin, nach deren harten Orakelsprüchen bei verschlossenen Thüren die Zehn freisprechend und verurtheilend die Geschicke des Staates leiteten, war die Politik — von ihren Launen hing auch das Schicksal des Mannes ab, dessen schlaflosen Augen im Dunkel der Nacht die Schatten Francesco Carrara's und Francesco Gonzaga's sich zeigten. War diese Gefangenschaft für ihn nur eine Vorbereitung zu höheren Ehren, war sie der Uebergang zum Tode?

Die düsteren Visionen der Nacht wichen, wenn er, der Junge, welcher die Kraft des Daseins so feurigen Pulsschlages in sich wallen fühlte, das Licht des neuen Tages durch seine Fenster glänzen sah. Auf den lichtblauen Wassern der weit zum Lido sich ausbreitenden Lagune drunten blitzten in blendendem Spiel die Sonnenstrahlen, von windgeschwellten farbigen Segeln bewegt zogen mächtige Schiffe, reich mit Waaren belastet, dem Meere zu ihre Bahn, mit rüstiger Hand geruderte Barken, kaum die Last der Gemüse und Früchte tragend, bogen unter dem Ponte di paglia in den schattigen Canal ein, in leicht hinschwebenden Gondeln unter teppichbelegtem Verdecke nahten die Senatoren zur morgenlichen Sitzung im Palazzo ducale. An der Riva aber drängte sich Kopf an Kopf in Trachten aller Zonen buntes Gewimmel von Käufern und Verkäufern. Wie freudiges Hoffen erhob sich der Athem all' dieses lärmenden, rastlosen Lebens zu der Torresella empor, und als von dem altersgrauen Thurm

des Klosters S. Giorgio die Glocken herüberklangen, beugte sich das Knie, und die Seele versenkte sich, in gläubigem Gebet des Hoffens Bestätigung zu erlangen, und that ein feierliches Gelübde! Jenseits der Adria Wogen, dort, woher die Sonne kam, wohin die Schiffe ziehen, dort — der Frangipani weiss es — rüsten auf den heimischen Burgen der Vater und die Brüder, mit Gewalt seine Freiheit zu erzwingen, weilt sein kaiserlicher Herr, der den Getreuen nicht verlassen wird, denkt seiner in segnender Bitte die Schwester des allmächtigen Cardinals, dessen Wort schon so Vieles in Italien entschieden, sein Weib Apollonia. Spes mea in deo est — »meine Hoffnung steht auf Gott«, war nicht dies sein Wahlspruch?! —

Aber Venedig! Was hatte er bisher von dieser Stadt, von diesem Staat gewusst! Was war das für ein Gemeinwesen, welches, im Kampfe mit der halben Welt, seinen Geschäften so ruhig und sicher nachging, als herrschte ringsum voller Friede? Heere über Heere hatte es gegen die Franzosen, gegen die Spanier, gegen den Papst, gegen Mailand, gegen den Kaiser ausgesandt, dass man es trotz aller Reichthümer dem Untergange nahe glaubte, — und was in die entlegene Torresella vom Leben der Stadt hinaufklang, war der Wiederhall von Festen, wie sie in Glanz und Ueppigkeit nur von unbesorgten Glücklichen gefeiert werden! Wo lag der unerschöpfliche Quell dieser beispiellosen Macht — in den seit fast einem Jahrtausend aufgehäuften märchenhaften Schätzen? in dem Muth und der Opferfreudigkeit der Bürger? in dem vielgegliederten lebensvollen Organismus der Regierung, der in den Säulenhallen, Sälen und Gefängnissen dieses Palazzo ducale eine nie erlahmende Kraft bethätigte? Oder war es die Grabesstätte des h. Marcus, welche, dort in der purpurnen Dämmerung erhabenen Kuppelbaues verborgen, ihren ewigen Segen auf das Inselreich der Lagunen hinausströmen liess?

Welch' eitler Wahn, zu glauben, dass Venedig je besiegt werden könne! Dieses Venedig hatte einst seinem Ahnherrn Johannes Macht und Besitz verliehen, sein Geschlecht unter die Patrizierfamilien aufgenommen — dasselbe

Venedig hatte einem anderen Vorfahren, einer Morosini Gemahl, nach freiem Belieben den Besitz wieder genommen, und seitdem, was hatten alle Kämpfe der Frangipani's gefruchtet? Der Willkür seiner Feinde preisgegeben, hatte er — nicht, wie jener zweite Johannes, im Stande, durch Flucht sich ihrer Macht zu entziehen —, abzuwarten, was über ihn verhängt werde.

Die Flucht? Christoph Callepin und ein Anderer Hannibal dal Tan, hatten sie versucht und waren wirklich dem Gefängniss entkommen. Aber der Rath der Zehn war nicht lässig gewesen: das Versprechen eines Preises von 3000 Pfund für die Wiedereinlieferung der Geflüchteten verfehlte seine Wirkung nicht, und heimliche Hinrichtung des zurückgebrachten Callepin war die Folge.

Und als eines Morgens Christoph und seine beiden Genossen an das Fenster traten, fiel ihr Blick auf die Vollziehung eines Todesurtheiles, die nach Gewohnheit, um das Volk von Verbrechen abzuschrecken, zwischen den beiden Säulen der Piazzetta stattfand. Voll Abscheu und Empörung, weil sie glaubten, in diesem Acte liege eine auf sie berechnete Absicht, wandten sie sich ab und hielten die Thüren des Balcons den ganzen Tag geschlossen, um nichts zu sehen.

Heimlich und öffentlich — der rächende Arm venezianischer Gerechtsamkeit wusste Schuldige unfehlbar zu erreichen und bestrafen! In Geduld sich zu fügen, so ungestüm ihm auch das Blut wallen mochte, — Graf Christoph lernte erkennen, dass nichts Anderes ihm übrig blieb!

Bald aber auch lernte er die auszeichnende Behandlung, die ihm zu Theil wurde, schätzen. Nicht nur, dass ihm mit einer seinem Namen und Rang gebührenden Hochachtung, die schon in der Wahl seines Gefängnisses zum Ausdruck kam, von Seiten der Signoria begegnet wurde, man gestattete ihm auch, zuweilen Briefe in die Heimath zu entsenden und aus derselben zu empfangen, unter der begreiflichen Bedingung, dass ihr Inhalt der venezianischen Regierung nicht unbekannt blieb, was auf die Fassung der Schreiben freilich Einfluss haben musste und es mit sich brachte, dass einzelne Stellen mit Absicht schwer verständlich und dunkel, einen doppelten Sinn enthaltend, gefasst sind. Erst

nachdem die Briefe im Collegio vorgelesen worden und der fleissige Marino Sanuto sie in der Regel für seine Tagebücher abgeschrieben, wanderten sie ihren Weg weiter in die Hand des Empfängers. Solche Erlaubniss scheint dem Grafen aber nicht gleich Anfangs gewährt worden zu sein: das erste Schreiben, welches ihm Apollonia in Beantwortung seines nicht auf uns gekommenen ersten Briefes sendet, ist vom 17. Juli datirt. Sechs lange Wochen waren seit seiner Gefangennahme vergangen, als er lesen durfte, was in möglichst wortgetreuer Uebersetzung aus dem Italienischen hier folgt:

»Dem mächtigen, hochgeborenen Herrn, Herrn Christoph, Fürsten, Grafen von Frangipani, von Zengg, Fogels und Modrus, Rath der Kaiserlichen Majestät und Befehlshaber des Karst, meinem gnädigen und theuersten Gemahl.«

»Mächtiger, hoher und wohlgeborener Herr! trautester und theuerster Gemahl! allezeit sei Euch meine unbegrenzte, ewige und unverletzliche Liebe und Treue dargebracht! Mit meinem ganzen guten und treuen Herzen thue ich Euerer Herrlichkeit kund, dass ich aus einem gewissen Grunde mich von Adelsberg aufgemacht habe und nach Gramburg gekommen bin, allwo ich das Schreiben erhalten, das mir Euere Gnaden gesandt, aus wohlanständigem Gefängniss, was mich mit grösster Freude erfüllt und worüber ich, wie Euere Gnaden schreiben, meinem gnädigen Herrn schreiben werde. Hierfür müssen wir Beide Gott grossen Dank sagen. Auch dem gnädigen Herrn, meinem Bruder, dem Cardinal, wie ich es zuvor schon gethan und in Zukunft thun werde, und ich bin der festen Hoffnung, dass seine Huld in jeder Art und auf jedem Wege das Mögliche thun und es an keiner sorglichen Bemühung fehlen lassen wird. Ich will auch von Neuem für Euere Gnaden anordnen und bewirken, dass Euch durch Zanus vier Tage nach diesem Briefe mehr Geld geschickt werde; und ich habe Eueren Gnaden durch einen Kaufmann von Laibach einen Wechsel von hundert Dukaten gesandt, und so glaube ich, dass Euere Gnaden sie empfangen haben, und nimmer werde ich auf keinerlei Art und Weise zulassen, dass Euere Gnaden

Ungemach dulden, solange ich Leben habe. Ich habe auch eine Abschrift Eueres Schreibens meinem gnädigen Herrn und theuren Vater durch den mächtigen Herrn, meinen theuren Bruder, den Grafen Ferdinand, gesandt mit demüthiger Bitte, er wolle sich väterlich Euere Gnaden empfohlen sein lassen. In Betreff der Diener bin ich im Begriff, Alles zu thun, gemäss dem, was Euere Gnaden schrieben; aber an die Weinlese zu gehen, ist bis jetzt noch nicht möglich gewesen. Und auf wohlgesinnten Rath und Wunsch meines mächtigen Herrn und Bruders, des Grafen Ferdinand, bin ich nach Bleiburg gegangen und bin am 27. Juni eingetroffen, und Seine guten Gnaden haben von mir brüderlich und freundschaftlich Abschied genommen. Auch, gnädiger Herr, wisse Euere Herrlichkeit, dass Tomaso Socolorum schwer erkrankt ist, derart, dass er die Geschäfte Euerer Herrlichkeit nicht erledigen kann, und es ist zu befürchten, dass Euere Herrlichkeit dadurch grossen Schaden erleide; der Doctor heisst Hieronymus von Odia. Hiermit empfehle ich Euch dem allmächtigen Gott und Maria, seiner würdigsten Mutter. Sie möchten uns bald und in Freuden wieder zusammen führen! Diese Hoffnung hält mich aufrecht.«

»Euerer Gnaden in Allem getreueste Gemahlin

Apollonia,
Gräfin von Frangipani.«

»Blaiburg, am 17. Juli 1514.«

Welche Stimme erklingt mir! Aus den demüthigen, den kindlichen Worten — welch' göttliche Einfalt eines liebestarken Herzens spricht zu mir! — —

Getrost, gefangener Graf Christoph! »Unbegrenzte, ewige und unverletzliche« Liebe wacht über Dir! Dein Vater, Deine Brüder, welche ihr Vater, ihre Brüder geworden sind, ruhen nicht. Dein mächtiger Schwager bietet seinen Einfluss auf, und Dein Hab und Gut wird von treuen Händen verwaltet. Schon ist ein Bote unterwegs von Ungarn's König, der die Signoria verpflichtet, auch

fernerhin Dir ehrenvolle Behandlung angedeihen zu lassen, ein anderer bringt Mittel, Dir die Haft durch Annehmlichkeiten zu erleichtern! Getrost, Dein Wahlspruch lügt nicht!

Als Christoph den Brief Apollonia's empfangen, verlangte es ihn, zum Altar des Herrn zu gehen. Seine Bitte ward ihm bewilligt, und der Raum der Torresella verwandelte sich zur Kapelle, in welcher die drei Gefangenen ihre trotzigen, durch die Male ihres wilden Handwerks gezeichneten Häupter vor dem Gotte des Friedens senkten, im Empfangen der Hostie des Heiles theilhaftig zu werden.

Dem ersten Brief Apollonia's folgten zwei andere, deren Wortlaut uns nicht erhalten ist, und am 29. August erhielt der Graf die Erlaubniss, der Gattin zu antworten.

»An die wohlgeborene Madama Apollonia, Gräfin von Frangipani und unser theuerstes Weib.«

»Theuerste Gattin!«

»Allezeit sei Dir meine Treue und unveränderliche Liebe dargebracht, und wisse, dass ich Deine zwei Briefe und hundert rheinische Gulden durch Zanus erhalten habe; aber nicht ohne Kümmerniss, da ich von Deiner Krankheit hörte, und auch ein anderes Schreiben vom 27. Juli erhielt ich, das dritte vom 4. August aber zugleich mit dem Schreiben meines theuren Herrn und Vaters, daraus ich mit grösster Freude seine, Deine und des lieben Bruders Gesundheit erfahren habe. Wisse, dass ich heute meinem lieben Herrn und Vater die Antwort schreibe, sende sie ihm auf jeden Fall. Wisse auch, dass ich gesund bin, wofür ich dem allmächtigen Gott danke, und ich bin in guter Stimmung in Folge des Trostes, den mir mein lieber Herr und Vater in seinem Briefe gesandt hat, wie er mir denn schreibt, dass binnen Kurzem ein allgemeiner Friede gemacht und abgeschlossen werden soll und Eintracht zwischen allen

christlichen Fürsten und Herren; und so bitte ich den allmächtigen Gott, Er gebe es, dass ich hierbei wenigstens die Hoffnung auf Befreiung hegen könne. Dass Du wieder in Gesundheit bist, freut mich; wisse Dich in Acht zu nehmen und nimm' Dich in Acht. Erfülle alle meine Anordnungen, gemäss dem, was Du von mir und aus meinen Worten gehört hast. Was Jenes betrifft, was Du mir schreibst: dass Taunmasch krank ist, und dass ich desswegen Schaden haben könne, so sage ich Dir, so zu handeln, wie ich Dich angewiesen habe. Du schreibst mir auch, dass einige Dir ungehorsam sind; Du weisst, dass mein Befehl immer gewesen ist, ein Jeder solle Dir in meiner Abwesenheit gehorchen. So thue Das, was meiner Ehre geziemt und schicklich ist, wie Du es ja, glaube ich, nicht anders thun wirst. Geliebteste Frau! In den vergangenen Tagen hast Du mir geschrieben und ein Paar schwarze Beinlinge und ein Paar Socken aus Leinwand geschickt: aber die rothen Beinlinge habe ich nicht erhalten; ich hätte sie jetzt für den Winter nöthig, auch zwei Paar Betttücher und einige Tücher für den Kopf. Wenn Du etwas über den Frieden hörst oder irgend eine andere gute wahre Nachricht, so schreibe mir, dass ich mich daran erheitern könne. Die Diener, wie Du weisst, entlasse, und den von Falkenstein lass', aus guten Gründen, laufen, und schreibe mir von der Meierei, die er betreibt.«

»Geliebteste Frau! Grüsse mir meine liebe Tochter und vergiss nicht, sie gut zu erziehen, und schreibe mir oft. Sende in Eile Zanus zu meinem ehrwürdigsten Monsignor von Gurk und thue es auf die bestmöglichste Weise und bringe mich Seiner Herrlichkeit in Erinnerung, bis dass Gott mir eine gute Neuigkeit sende. Geliebteste Frau! Erinnere Dich meiner unvergänglichen und unveränderlichen Treue und Liebe, und lass' mich nicht ohne Geld, da unser Herr Vater schreibt, dass die Boten auf seinem Gebiet nicht sicher sind, und wisse, dass ich jeden Monat 40 Gulden Kosten habe.«

Christoph Frangipani
mit eigener Hand.«

»Venedig, am 29. August 1514.«

Zwei Tage zuvor hatte der Gefangene folgenden Brief seines Vaters erhalten.

»An den mächtigsten und wohlgeborenen Christoph von Frangepan, Graf von Segna, Veglia und Modrus etc., unsern geliebtesten Sohn.«

»Wohlgeborener herzliebster Sohn, wir senden Dir als Erstes väterlichen Segen, Liebe und Mitleid. Geliebtester Sohn, wir thun Dir zu wissen, dass wir, sowie unsere Söhne, Deine Brüder, und die Schwester gesund sind, und dass es uns eine grosse Freude sein würde, von Dir das Gleiche zu erfahren. Weiter lassen wir Dich wissen, dass wir bisher kein Schreiben von Dir erhalten haben ausser jenen, welche Du an Deine Frau, die wohlgeborene madona Apollonia gesandt hast, von denen sie uns eine Abschrift geschickt hat; gleichwohl zweifeln wir nicht daran, dass die Erlauchteste Signoria Dich nicht anders behandelt, als es sich geziemt, einen königlichen Cavalier und treuen Diener seines Herrn zu behandeln, auch in Rücksicht darauf, dass unsere Vorfahren vorerwähnter Erlauchtesten Signoria sehr grosse und nennenswerthe Dienste geleistet und bewiesen haben. Es pflegt häufig vorzukommen, dass Herren und Cavaliere in ähnlichen Fällen gefangen genommen werden, ohne dass sie desswegen in niedriger und harter Weise behandelt zu werden verdienen, und so hoffen wir, dass die Erlauchteste Signoria in entsprechender Weise gegen Dich verfährt, und Du wirst daher keinen Grund haben, in Schwermuth und Kummer zu verfallen. Wir hoffen auch, dass die Kaiserliche Majestät und der König von Ungarn, unsere guten Herren, Dich nicht im Stiche lassen werden, vielmehr halten wir es für gewiss, dass Du binnen Kurzem andere Neuigkeiten erfahren wirst, da wir vernommen haben, dass alle die Fürsten und Könige im Begriffe sind, einen dauernden Frieden mit der Signoria und einen Vertrag gegen die Türken zu machen, bei welcher Gelegenheit, wie wir hoffen, die Kaiserliche Majestät und unser gnädiger Herr, der König von Ungarn, Deiner nicht vergessen werden, trautester und geliebtester Sohn. Was Deine Frau und Deine

Tochter, sowie auch alle, die Dir zugehören, betrifft, so lassen wir Dich wissen, dass sie alle gesund sind. Deine Frau wird sicherlich binnen Kurzem hierher in unsere Herrschaft kommen, um bei uns zu wohnen, und zwar wahrhaftig, wo es ihr am besten gefallen wird und auf demjenigen unserer Schlösser, welches sie selbst will. Bezüglich des Geldes, wie Du Deiner Frau geschrieben hast, benachrichtigen wir Dich, dass wir mit Kaufleuten gesprochen haben, die hier im Lande und in unserem Gebiet Geschäfte halber durchkommen, um nach Venedig zu gehen, und Dir durch dieselben 100 Ducaten gesandt haben, doch wissen wir nicht, ob Du sie erhalten hast oder nicht; nichtsdestoweniger haben wir, da wir die drei Kaufleute, von denen Du Deiner Frau schreibst, dass sie in Venedig verkehren, hier nicht zu finden wissen, der wohlgebornen Madonna, Deiner Gattin, geschrieben, dass sie uns zu wissen thue, an welchem Ort und durch wen wir Dir Geld schicken sollen, und wo wir besagte drei Kaufleute finden sollen; und so werden wir Dir Geld anweisen lassen, damit es Dir nicht an irgend Etwas fehle. Jene Kaufleute, die handeltreibend auf dem Wege nach Venedig durch dies Land und unsere Herrschaft kommen, durch welche wir Dir besagte 100 Gulden gesandt haben, konnten es bisher des Krieges wegen nicht wagen, unser Land zu passiren, um nach Venedig zu gehen; sie haben mich bloss durch unseren Boten, der nach Ungarn geht, wissen lassen, dass sie zu erfahren wünschten, ob Du besagte 100 Gulden erhalten hast und ob Dir so viel von der Erlauchtesten Signoria zugestanden werde. Schreibe uns oder der wohlgebornen Madonna, Deiner Gattin, ob Du besagtes Geld empfangen hast oder nicht. Zweifle nicht daran, dass wir, wenn anders wir nur Mittel und Wege finden, Alles und Jedes, dessen Du bedarfst, Dir verschaffen und senden wollen. Hiermit befehlen wir Dich Gott und seiner theuren Mutter Maria.«

»Modrus am 3. August 1514.«

Christoph antwortet dem Vater am 29. August, also dem gleichen Tage, an welchem er Apollonia und, wie weiter sich zeigt, seinen Brüdern schreibt.

»Dem mächtigen und erhabenen Herrn Grafen Bernhard Frangipani, meinem geliebtesten Herrn und meinem allezeit gnädigen Vater.«

»Mächtiger und erhabener Herr! Nachdem ich mich Euch demüthig empfohlen, benachrichtige ich Euere Erhabenheit, dass ich zum grossen Trost meines Herzens das Schreiben empfangen habe, welches Ihr mir von Modrus am 3. August schriebet, in welchem Ihr mir als Erstes von der Gesundheit Euerer Erhabenheit, meiner Brüder und meiner Schwester schreibt, wofür ich in gewohnter Demuth mit heiterem Herzen Gott dem Herrn und Seiner Mutter Dank sage, bittend, sie möchten sie Euerer Erhabenheit aus Ihrer grossen Barmherzigkeit auf viele Jahre hinaus erhalten.«

»Zum Zweiten. Viel danke ich Euch für den huldreichsten Segen und theuersten väterlichen Gruss, den ich in Bussfertigkeit als grosses Heilmittel nicht allein meines Körpers, sondern auch meiner Seele empfange, gleich als wäre ich soweit gelangt, sterben zu müssen, wie ein jeglicher Mensch es muss nach Willen und Ordnung des Allerhöchsten.«

»Zum Dritten. Demüthig entschuldige ich mich mit dem Bemerken, dass ich viermal Euerer Erhabenheit geschrieben habe, zuerst an dem Abend, als ich nach dem Willen meines Schöpfers gefangen genommen ward, dann drei weitere Male von hier mit Bewilligung dieser Erlauchtesten Herrlichkeit, ohne jenen Brief zu zählen, den ich vom Castell Porpeto durch Biagio Diancovich gesandt. Die Ursache, wesswegen besagte Briefe nicht in die Hände Euerer Erhabenheit gelangt sind, kann ich nicht begreifen, um so weniger, da ich sie ja mit eigener Hand geschrieben und darin von meinem Zustand Nachricht gebe und Euere Erhabenheit tröste zum Besten Eueres Wohlseins, dessen ich mich herzlich erfreue, so süss ich es nur kann.«

»Viertens. Um Euerer Erhabenheit Befehl zu erfüllen, die Wahrheit zu berichten und mich nicht undankbar im Wiedervergelten von Wohlthaten zu zeigen, so wird Euere Erhabenheit die reine Wahrheit erfahren: ich befinde mich Dank der Gnade Gottes des Herrn und Seiner heiligen Mutter, der Jungfrau

Maria, in guter Gesundheit und werde von dieser Durchlauchtigsten Signoria auf die huldvollste Weise behandelt, und Niemand könnte sich über dieses Gefängniss beklagen: es sind dies die Gefängnisse, in welchen der Herr von Mantua gewesen ist; wofür ich mich dieser Durchlauchtigsten Signoria zu jeder mir möglichen und gebührlichen Dienstleistung verpflichtet erkenne, sowie auch, falls es der Wille Gottes des Herrn sein wird, dass ich in die Freiheit zurückkehren darf, mich bei meinem Herrn, der Kaiserlichen Majestät, und den Freunden derart zu bemühen, dass diese Durchlauchtigste Signoria wird sagen können, ich sei nicht undankbar für Das, was sie mir angethan hat. Und so bitte ich demüthig Euere Erhabenheit und meine Brüder, mit aller möglichen Bereitwilligkeit dieser Durchlauchtigsten Signoria sich dienstfertig zu erweisen, da mir dies von grosser Hülfe in dieser Gefangenschaft, die ich mit gutem Willen erdulde, sein könnte. Ich habe geduldet und dulden will ich, wie es sich jedem rechtschaffenen Menschen zu seiner und seines Herrn Ehre geziemt, immer unverrückt vor Augen haltend, dass treue Dienstbeflissenheit niemals zum Schaden gereicht, wie ich es jetzt an dieser Durchlauchtigsten Signoria gewahre, welche, wohl wissend, dass ich ihrer Gnade bedürftig bin, obgleich ich dieselbe nicht verdient habe, aus Liebe zu ihrer Herrschaft und der Dienste unserer Vorfahren eingedenk, sich mir gnädig erweist. Da ich dies erkenne, werde ich keine grosse Beschwerde empfinden können. Mein mir immer gnädiger Herr und Vater, demüthig bitte ich Euch, Ihr wollet Euch in keiner Weise wegen meiner Gefangenschaft betrüben, gedenkt Ihr in väterlicher Liebe des Sohnes. Auch aus einem anderen Grunde wird Euere Erhabenheit, dessen bin ich fest versichert, sich von solchem ungewohnten Schmerz fernhalten, habt Ihr nur das Ende und nicht den Anfang vor Augen. Euere Erhabenheit sieht ja, dass ich als Diener in offenem Kriege für meinen Herrn gefangen genommen worden bin, der kein Verräther ist, und nicht ziemt es sich Seiner Herrlichkeit, seine treuen Diener im Stich zu lassen, die mit gutem Willen ihr Leben und ihr Vermögen für die Treue auf's Spiel setzen.«

»Und zudem sieht Euere Erhabenheit, dass ich mich in den Händen dieser Signoria befinde, die gnädig und weise ist und wohl zu beurtheilen wissen wird, wie viel man der Treue schuldig ist. Demnach also darf man hierbei nicht argwöhnen, dass nur der Anfang Beachtung verdiene, sondern vielmehr das Ende.«

»Diese Durchlauchtigste Signoria herrscht seit 1200 Jahren und ich weiss nicht, wie lange ferner noch, denn ein Fuss von Metall kommt nie zu Falle, und daher bitte und flehe ich Euere Erhabenheit an, keine Kümmerniss aus Liebe zu mir sich zu bereiten. Ich hoffe auf den Allmächtigen Gott, dass er mir dieses Gefängniss in Ehre und Nutzen wandeln wird. Ich würde hoffen, dass dies bald Dank einem von mir zwischen meinem Herrn und dieser Signoria vermittelten grossen Dienste zu Tage käme, wäre ich gewiss, ein wahrer Christ zu sein. Mein gnädiger Herr und Vater, wenn ich nicht das Bittere gekostet hätte, wie könnte ich wissen, was süss ist? Und hätte ich nicht das Ueble erfahren, wie könnte ich verstehen, mir das Gute zu bewahren? Nicht ist es mit der Ehre verträglich, irgend ein Uebel oder Gefangenschaft zu ertragen, ausser der Treue wegen, — das aber ist ein glückseliges und für die Guten ruhmreiches Ding! Aus Liebe zu ihr also ertrage ich es, an diesem Orte zu verweilen, so lange es Gott dem Herrn gefällt, auf den ich die Hoffnung setze, dass er in seiner unendlichen Huld zur rechten Zeit die Herzen meines Herrn und dieser Durchlauchtigsten Signoria zum Besten meiner Befreiung erwecken wird. Und so lernend, wie jeder rechtschaffene Mensch es muss, für meine Ehre zu dulden, wird sie mir ewig dauern.«

»Euerer Erhabenheit sage ich Dank dafür, dass Sie mich mit Ihrem gnädigen Segen und gnädigen Versprechungen durch Euere Briefe trostbringend hat erlaben wollen, und dass Ihr mich in meinen Bedürfnissen nicht im Stiche lassen werdet, auch Hoffnungen erweckt auf die Kaiserliche Majestät, welche danach trachtet, bald Einigkeit zwischen den Häuptern der Christenheit und der Signoria gegen die türkische Macht herzustellen. Gott der Herr erfülle ihm

solches Verlangen! Euere Erhabenheit glaube mir, dass Euere Briefe mir ein grosses Heilmittel und Trost gebracht haben, denn, da ich, seitdem ich hier bin, kein Schreiben von Euerer Erhabenheit noch von meinen Brüdern erhielt, wurde es mir schwerer, dieses zu ertragen, als meine Gefangenschaft; auch wusste ich ja nicht, dass meine Briefe, deren Abschrift ich noch bewahre, nicht zu Euerer Erhabenheit gelangt waren. Dass meine Gemahlin zu Euerer Erhabenheit kommt, habe ich mit mehr Freude vernommen, als . . . . . beim Abschied, denn kein Uebelwollen habe ich in ihr gefunden und ich will nicht, dass sie guten Willens sei, bis ich die Ursache nicht von Euerer Erhabenheit vernommen, oder bis mir Gott der Herr gestatten wird, die Freiheit zu erlangen.«

»Mein Graf und Herr, ich habe Euerer Erhabenheit einige Male geschrieben, ohne Abschrift zu nehmen, welche Schreiben meine Gemahlin Euerer Erhabenheit gesandt hat, und in gleicher Weise habe ich ihr mehrere Male geschrieben: aber aus allem meinem Schreiben wird Euere Erhabenheit erkennen können, dass ich auch aus der Ferne Liebe für den Vater fühle, denn in vielen Ländern kommt es vor, dass, wer immer es sei, nachdem der Tod den Gatten der Frau genommen, ein anderer Zweiter dem Sohne Vater werde, und dies habe ich jetzt von dieser Durchlauchtigsten Signoria erreicht durch einen Boten, den sie an den kaiserlichen Herrn gesandt, mit einem Schreiben an Seine Majestät, dass Dieselbe gnädig auf uns Rücksicht nehme und für meinen Unterhalt sorge. Was, wie ich hoffe, Seine Majestät thun wird, denn, wenn auch diese Wohnung und Raum gut ist, ist es doch möglich, dass ich, falls ich nichts darin zu essen und nicht das Uebrige, dessen ich bedarf, habe, übel daran sein werde. Damit würde mir aber diese Durchlauchtigste Signoria nicht Unrecht thun, noch Schuld daran sein, vielmehr der kaiserliche Herr und Ihr Herren und Freunde, die Ihr mir keine Hülfe in meiner Noth darreicht. Bis jetzt bin ich mit den 200 Dukaten, welche mir meine Gemahlin auf dem Wege von Villach durch einen Kaufmann Zinus di Bortolomio — so nennt er sich —

geschickt hat, durchgekommen. Wenn diese nicht gewesen wären, hätte es nicht gut um mich gestanden, da ich hier Niemand kenne. Ausser diesen 200 Dukaten habe ich weiter Nichts von Keinem noch auf anderem Wege erhalten; betreffend diese Sache hoffe ich, dass mein Herr, die Kaiserliche Majestät, gnädigst für meinen Unterhalt wird sorgen wollen. Da aber Geldangelegenheiten am Hofe sich in die Länge ziehen und der Aufwand, den ich monatlich für meinen und meiner Wächter Unterhalt hatte, 40 Rheinische beträgt, bitte ich Euere Erhabenheit, dass Ihr mich bei diesen Kosten nicht im Stich lassen wollet. Euere Erhabenheit hat den Weg von Segna durch die Kaufleute, die dort vorbeikommen, oder den Weg von Laibach durch einen Kaufmann Antonin, der oft von hier seine Geschäftsführer dahin schickt, oder den Weg von Villach durch einen Kaufmann Zinus de Bortolomio, welcher gerne für meine Freunde die Verantwortung übernehmen wird. Und später werde ich meine Schulden abtragen, wenn Gott der Herr mir meine Freiheit wieder gewähren wird, und ich werde ausser der gewohnten Darleistung meiner guten Dienste auch das Geld wiedererstatten. Und Euere Erhabenheit glaube mir, dass keiner von uns Dreien, die wir in diesem Gefängniss beisammen sind, mit weniger als ungefähr 40 Rheinischen im Monat auskommen kann. Auch will ich diese Durchlauchtigste Signoria bitten, dass sie mir einen anderen Boten, der von Euerer Erhabenheit hierher gesandt werde, zulassen, und ich hoffe, dass die Signoria es gewähren wird, da sie dreimal die Boten meiner Gemahlin mit Briefen haben kommen lassen. Wenn er vom Kaiserlichen Herrn zurückkehren wird, was bald geschehen wird, hoffe ich, dass sie den Boten Euerer Erhabenheit werden kommen lassen, da es mir im Uebrigen ja nicht verboten ist; aber wenn es sich ereignete, dass sie in Folge irgend eines neuen Unrechtes übel gesinnt wären, so vertraue ich darauf, dass die Dienste Euerer Erhabenheit angenommen würden. Diese Durchlauchtigste Signoria wünschte, aus Liebe zur wohlthätigen Wahrheit, dieselbe zu erkennen und mit Euerer Erhabenheit gnädig und nachbarlich zu leben. Es wäre mir lieb, wüsste ich, wie die Dinge stehen, denn ich bin es schuldig,

mich zu bemühen, so gut ich es kann, würde mein Wort auch nur als das eines Gefangenen aufgenommen; aber ich bin nicht darin geübt, mit Jenen hierüber zu sprechen.«

»Gott der allmächtige Herr erhalte Euere Erhabenheit viele Jahre gesund und heiter durch Seine heilige Barmherzigkeit. Was mich betrifft, so ist es kein Zweifel, dass ich in jeder Beziehung Euerer Erhabenheit wohl empfohlen wäre, wenn Dieselbe in den Diensten dieser Signoria wäre, und dass mir damit vollständig geholfen wäre; Ihrer Gnade empfehle ich mich demüthig, in vollständigster Bussfertigkeit, wie es dem gnädigen Herrn und Vater gegenüber sich geziemt.«

»Gegeben in der Torresella,
am 29. August 1514.«

»Euerer Erhabenheit
gehorsamer Sohn und Diener.«

Ein drittes Schreiben richtet Graf Christoph zu gleicher Zeit an seinen Bruder.

»Dem mächtigen und erhabenen Herrn Johannes Frangipani, meinem in Allem verehrungswürdigsten, geliebtesten Bruder.«

»Mächtiger und erhabener Herr, und geliebtester Bruder!«

»Die herzlichsten Grüsse zuvor! Ich thue Euerer Erhabenheit kund, dass ich gestern Abend durch Messer Zuan Antonio Dandolo, der von dieser Durchlauchtigsten Signoria uns zum Herrn gesetzt ist, mit grosser Freude einen Brief erhalten habe, in welchem die Erhabenheit des Grafen, unseres Herrn und Vaters mir schreibt, vor Allem von seinem, Eurem und unserer Schwester bestem Wohlsein, wofür ich mit freudigem Herzen Gott dem Herrn und seiner heiligen Mutter, der Jungfrau Maria, Dank sage mit demüthiger Bitte, Euere Erhabenheit viele Jahre in bestem Wohlsein erhalten zu wollen. Ich bin, wie ich

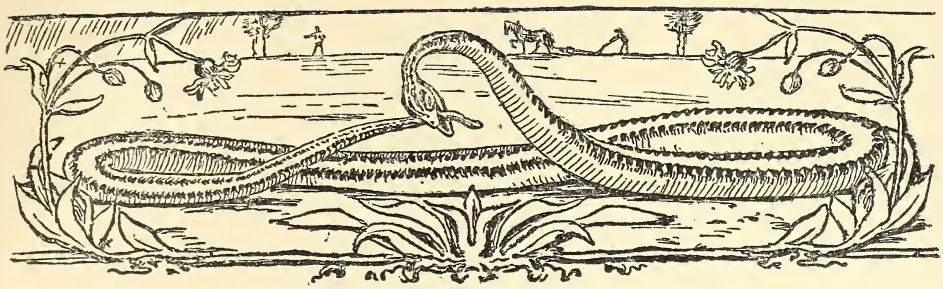
mich denn durch Gnade des Allmächtigen Gottes bis jetzt in guter Gesundheit befinde, hier in Venedig in einem Gefängniss, welches man die Torresella nennt, als Gefangener der Durchlauchtigsten Signoria, wie ich dies mehrere Male Eurer Erhabenheit geschrieben habe, mit Erwähnung und Lob dieser Durchlauchtigsten Signoria, die mich in solches Gefängniss und nicht in irgend ein anderes Gefängniss und enge Haft gesetzt hat. Und aus Ursach dessen, was die Erhabenheit des Grafen, unser Vater und Herr, mir in erwähntem Briefe schreibt, nämlich dass kein Brief von mir, seitdem ich Gefangener bin, an ihn gelangt ist, obgleich ich wohl viermal Seiner Erhabenheit mit Erlaubniss dieser Durchlauchtigsten Signoria geschrieben habe und ebenso auch Euch, so befürchte ich, dass auch meine Briefe an Euere Erhabenheit nicht angelangt sind. Und desshalb gebe ich von Neuem Euerer Erhabenheit Nachricht, dass ich mich über Raum und Wohnung des Gefängnisses nicht beklagen kann, vielmehr sie loben und mich dafür durch Dienste mit Allem, was in meiner Kraft steht und sich geziemt, dankbar erweisen muss, wann es der Wille Gottes ist, dass ich in die Freiheit zurückkehre. Und Euch meine Herren, Verwandte und Freunde, bitte ich, dieser Durchlauchtigsten Signoria dienstwillig zu sein, da ich nichts Anderes weiss. Wohl ist es wahr, dass mir unser Herr und Vater schreibt, die Boten oder Couriere hätten keine Freiheit, hierher zur Huldreichsten Signoria zu kommen — doch habe ich hiervon nichts mehr erfahren, seitdem Janes »in acie« gefangen genommen wurde. Nur dies, dass das ungarische Reich vollständig beruhigt ist. Und da ich nichts weiter vernehme, fühlt sich mein Herz nicht wenig bedrängt, denke ich daran, dass ich keinen Brief noch Botschaft weder von meinem Herrn Vater, noch von meinen Brüdern erhalten, seitdem ich Gefangener bin — einzig und allein nur vom Herrn Herzog von Ferrara, unserm Grossvater, dessen Herrlichkeit mich dieser Durchlauchtigsten Signoria durch seinen Gesandten empfohlen hat, welcher mit Erlaubniss hier oben, wo ich eingesperrt bin, bei mir gewesen ist. Und von meiner Gattin, welche dreimal meine Diener mit Geld hierher gesandt hat: — rheinischen Dukaten, denn mit

weniger kann ich es für mein Essen und für die Bezahlung meiner Wächter nicht machen, daher ich nicht ohne Grund geschrieben habe »ich bin meinen Brüdern wie ein Fremder geworden«, denn wenn mir von Euch nicht Geld hierher kommt — und wäre ich in dem schönsten Gemache, ohne zu essen würde ich übel daran sein! Und daher, Graf mein Bruder, bitte ich Euere Erhabenheit, erinnert unsern Herrn Vater daran, dass Seine Erhabenheit bei dem Kaiser und Herrn meine Befreiung betreibe, und dass seine Huld mich nicht mit Unterstützung im Stich lasse, bis Gott der Herr aus Seiner Barmherzigkeit mich zum besten Ziele führt, wie ja Seine Erhabenheit mir schreibt, dass binnen Kurzem eine Einigung zwischen den christlichen Herrschern gegen die türkische Macht stattfinden solle, was der allmächtige Gott aus seinem heiligen Mitleide vergönne!«

»Graf und geliebter Bruder! Meine Gattin schreibt mir, dass Euere Erhabenheit ihr gnädig auf der Reise beigestanden hat, wofür ich Euerer Erhabenheit, als geliebtem Bruder, sehr verpflichtet danke; allezeit werde ich Euch Gutes erwünschen und liebevolle Brüderlichkeit erweisen, wenn ich in irgendwelcher Zeit mit Willen Gottes und zu meiner Ehre dieses Gefängniss verlassen werde. Unsere Schwester gefalle es Euerer Erhabenheit, von mir zu grüssen und ihr zu sagen, dass sie Gott bitte, er wolle uns aus seiner heiligen Gnade bald in Gesundheit zusammenführen und vereinigen. Der allmächtige Gott erhalte uns in seiner Gnade!«

»Geschrieben in der Torresella
am 29. August 1514.«

»Geliebtester Bruder!
Euerer Erhabenheit
Bruder.«



VII. Capitel.

Getäuschte Hoffnungen.

O träger Zeiten
Zögernde Länge!
Tristan und Isolde.

Drei Monate waren vergangen, seitdem Graf Christoph dem Kaiser und den Seinigen in der Heimath voll Hoffnung und Vertrauen auf eine baldige Befreiung sich und seine Sache empfohlen. Ungehört schien der Ruf verhallt. Der Plan eines Friedensabschlusses und einer Conföderation der Fürsten gegen die Türken war gescheitert. Noch immer blieb die Frage des Besitzes von Verona und Vicenza unentschieden, alle Verhandlungen zwischen Venedig und Maximilian hatten keinen Erfolg, und der Gefangene musste glauben, dass sein kaiserlicher Herr ihn ganz ver-

gessen. Da gelangte am 18. November die Kunde zu ihm in seine Haft, dass ein Bote von seinem Schwager Matthäus Lang eingetroffen sei. Je lebhafter die hierdurch erregte Freude und Erwartung war, desto bitterer aber sollte die Enttäuschung sein. »Besagter Bote, der ohne freies Geleit aus Deutschland gekommen, um den Grafen Frangipani zu sprechen, wurde vor das Collegio der Signoria gerufen und heftig getadelt; und wäre es nicht der Liebe wegen, die wir für seinen Herrn, den Cardinal von Gurk, hegen, so hätte er die Strafe für sein Vergehen büssen müssen. Und er ward sogleich, ohne dass er irgend Jemanden sprechen durfte, wieder fortgeschickt.«

Dies war der Weg nicht, auf welchem dem Grafen eine Hülfe gebracht werden konnte; Versuche, heimlich sich demselben zu nähern, konnte nur Einer unternehmen, welcher von der Strenge und Allwissenheit venezianischer Obrigkeit keinen Begriff hatte. Einzig durch öffentliche Unterhandlungen zu Gunsten Christoph's hätte der Kaiser die Auslieferung seines Getreuen zu bewirken vermocht — und dieselben blieben aus!

Als im Laufe des Dezembers die Freilassung der deutschen Gefangenen durch Bartolommeo d'Alviano, welcher einen Austausch mit gefangenen Venezianern plante, betrieben wurde, — eine Bestrebung, die zu grosser Empörung Alviano's selbst im Mai des folgenden Jahres ihr Ziel nicht erreichte — waren der Frangipani und Rizzan, die man als unschätzbare Geiseln betrachtete, von vornherein ausgeschlossen.

In immer grösserer Ferne verloren die Hoffnungen sich! Sein Kaiser, sein mächtiger Schwager liessen ihn im Stich, sein Vater war nicht stark genug, ihm zu helfen. Wo waren alle Freunde geblieben, von deren Thätigkeit er ein Eingreifen erwartet? Da meinte es ja selbst der Vorsteher der Gefängnisse, der edle Zuan Antonio Dandolo, der wenigstens Worte freundschaftlichen Trostes für ihn hatte und es nicht an sorgender Bemühung für sein Wohlergehen fehlen liess, besser mit ihm! Von allen vergessen — von Allen, nur von Einer nicht! In den letzten Tagen des Februar 1515 kam Dandolo zu dem Bekümmerten

und erzählte ihm von einem Schreiben in lateinischer Sprache, welches er von der Gräfin Apollonia erhalten, ja theilte vielleicht Jenem die Worte dieses Briefes selbst mit, der, wie folgt, lautet.

»Dem erlauchten und edelmüthigen Herrn Johannes Antonius Dandolo, Venezianischem Patrizier, Proveditore der Torresella, meinem Herrn und ehrwürdigsten Freunde zu Venedig.«

»Erlauchter und grossmüthiger Herr Proveditore und ehrwürdiger Freund, lasst mich Euch empfohlen sein. Nicht geringen Trost haben wir aus dem Schreiben Euerer Erlaucht vom 4. Januar erhalten, in welchem Ihr uns erstlich von der Liebe, in welcher unser hochedler Herr und Gemahl gegen uns verharrt, und dann von der Huld und Güte des erhabenen Senates, endlich von Eueren Bemühungen und Wohlwollen für denselben, welche Ihr zuvorkommend ausdrückt, Kunde giebt. Denn dies gewährt uns die wirksame Hoffnung, dass dieser hochedle Herr, unser geliebtester Gemahl, mit Güte und Menschlichkeit behandelt werde: das Andere aber hat, obgleich es uns ja nicht zweifelhaft ist, unser von Trauer gar sehr ermüdetes und von Verlangen nach dem geliebtesten Gemahl niedergeschlagenes Gemüth ein wenig erfrischt. So schulden und tragen wir Euerer Erlaucht unsterbliche Dankbarkeit sowohl dafür, dass Ihr uns zu schreiben und zu trösten uns gewürdigt habt, als auch dass Ihr in dieser beschwerlichsten Zeit keinerlei Dienst dem erwähnten hochedlen Herrn, unserem geliebtesten Gemahl, gegenüber versäumt. Lieber bezeugte ich Euch diese Dankbarkeit durch die That, liessen es die Wirren und Unbill dieser Zeit zu. Eines aber noch bleibt uns, was unser Gemüth häufig ängstigt und beunruhigt: das Verlangen und Streben, jenen hochedlen Herrn, unsern theuersten Gemahl, zu besuchen und zu sehen. Aus welchem Grunde wir schon längst nicht nachlassen, uns um das erhabene Collegium der Häupter und Räthe der Zehn in Euerer Stadt zu bemühen und zu erflehen, dass sie uns die Erlaubniss, mit unserer Dienerschaft und unserer Habe zu kommen und gehen, gewähren. Noch immer, obgleich das Erlauchte Collegium bisher dieselbe verzögert hat,

hegen wir Hoffnung sonder Zweifel, unsere Bitte von ihnen erfüllt zu sehen; denn nicht entgeht uns, was auch Euere Erlaucht in Ihren Briefen bezeugt, welch' wahrhaft venezianische Milde und Gerechtigkeit Euer Erlauchtester Senat besitzt, so dass wir hoffen, er werde lieber diese, als Strenge gegen mich, eine verwitwete Frau, walten lassen. O leiht mir, ich beschwöre Euere Erlaucht, in Euerem sonderlichen uns bewiesenen Wohlwollen Euere väterliche Hülfe, dies zu erreichen, dass es mir vergönnt werde, endlich die Gegenwart des so oft ersehnten Gatten zu geniessen und damit das so geängstigte und zerschlagene Gemüth zu erquicken. Sollte aber vielleicht den erhabenen Häuptern und Räthen des Rathes der Zehn allzu gewagt und bedenklich erscheinen, unser Gesuch unter den vorausgeschickten Bedingungen zu gewähren, da sie unser freies Kommen und Gehen für verdächtig halten und befürchten, wir möchten hierbei auf etwas Schlimmes sinnen, so möchten sie doch, auf dass ich nicht länger den geliebtesten Gemahl entbehren muss, zugestehen und erlauben, dass ich allein, nur mit einigen für meinen Dienst unbedingt nothwendigen Jungfrauen, zu dem erlauchtesten Herrn, meinem theuersten Gemahl, nach Venedig komme, bei ihm wohne und in demselben Gefängniss und unter der gleichen Bewachung mit ihm in Haft gehalten werde. Wenn aber unser erlauchter Gemahl uns fortgehen heisst, sei es mir gestattet, mit genannten Jungfrauen und unserer Habe frei und sicher wieder in die Heimath zurückzukehren. Dass sie uns dies nicht abschlagen werden, hoffen wir fest, denn sie werden doch keinen feindseligen Trug oder List von einer Frau erwarten, die mit freiem Willen sich in Gefangenschaft begiebt: denn von solchem Verlangen nach dem geliebtesten Gemahl sind wir gequält, dass wir weder Gefängniss noch selbst alles das Aeusserste mit ihm zu erdulden fürchten, können wir nur bei ihm sein! So sei denn Euere Erlaucht diesen unsern ehrlichen Bitten geneigt und betreibe in Ihrer sonderlichen menschlichen Theilnahme für uns bei dem erhabenen Rath der Zehn, Häuptern und Räthen, dass sie diesem unserm neuesten Gesuch willfahren. Wodurch Euere Herrlichkeit sich nicht allein unsere unendliche Dank-

barkeit, sondern von dem Allmächtigsten, Höchsten Gott selbst, welcher die Ehe und das Beieinanderwohnen der Gatten eingesetzt und befohlen hat, dass der Mensch nicht scheiden soll, was Gott zusammengefügt hat, ewigen Lohn erwerben wird.«

»Es gehe Euerer Erlaucht lange glücklich und wohl und Dieselbe lasse sich den erlauchten Herrn, meinen geliebtesten Gemahl und mich bekümmerte Frau auf das Beste empfohlen sein.«

»Gehorsamste
Apollonia de Frangipanibus,
des Hochedlen
Grafen Christoph Gemahlin,
Gräfin von Segna, Veglia und Modrus.«

Kaum sollte man es für möglich halten, das eine mit so ergreifenden Worten ausgesprochene Bitte wie diese keine Erfüllung gefunden, aber der Rath der Zehn fasste seine Beschlüsse nicht nach Gefühlswallungen, sondern mit kalt berechnendem Verstande. Alle Unterstützung, welche Zuan Antonio Dandolo mit warmem Eifer dem Antrage angedeihen lassen mochte, fruchtete nichts: es wird ihm erwidert worden sein, dass der Gräfin Absicht, die Gefangenschaft ihres Gemahls zu theilen, allen Gesetzen und Gebräuchen Venedig's entgegen und somit das Gesuch abzulehnen sei.

Die offizielle Antwort, welche am 21. März dem Boten der Gräfin ertheilt ward, zeigt die diplomatische Schlauheit, mit welcher man in Venedig Nein zu sagen verstand:

»Wir haben mit vielem Vergnügen Eure Person gesehen und gehört, was Ihr im Namen Eurer Herrin auseinandergesetzt habt. Und nachdem wir, und zwar im Geheimen vernommen, was sie Euch zu berichten aufgetragen und den Grund, warum es ihr gut schien, Euch kein Beglaubigungsschreiben zu geben, könnt Ihr zu ihr zurückkehren und ihr unsere Antwort wissen lassen, die so lautet: Ihr sollt Ihre Herrlichkeit vergewissern, wir seien sehr dankbar dafür,

dass sie sich angeboten, einen guten Frieden zwischen der Kaiserlichen Majestät und unserem Staate herbeizuführen. Und wir wünschen, sie wisse — so sollt Ihr es ihr versichern —, dass wir immer begierig gewesen sind, uns mit der Majestät auszusöhnen, da wir von Natur aus geneigt sind, Ihr sehr ergeben zu sein und in der gleichen Meinung verharren werden; und dass, sobald die Kaiserliche Majestät beabsichtige, Frieden zu schliessen und uns als seine Kinder zu betrachten, Sie uns so bereit finden wird, wie es mehr gar nicht der Fall sein kann. Inzwischen möge Eure Herrin auf jene Weise, die ihr gut dünkt, danach trachten, den Kaiser zu solchem Seiner Majestät würdigem Werk zu bewegen, und wir unsererseits werden es nicht an Allem, was zuträglich ist, fehlen lassen. Und Ihr werdet ihr versichern, dass, falls sie in dieser Angelegenheit sich bemüht und sie zu gutem Ende führt, auch abgesehen davon, dass sie der Befreiung ihres erlauchten Gemahles ganz sicher sein kann, wir wünschen, dass sie es auch für gewiss halte, dass unser Staat sich ihr und den Ihrigen sehr erkenntlich zeigen wird. Was das freie Geleit anbetrifft, könnt Ihr ihr sagen, dass gemäss Eurer Worte aus oben angeführtem Grunde es viel entsprechender ist, wenn sie dort bleibt, was auch uns zusagt. Empfehlt ihr das! Sonst haben wir Euch im Augenblick nichts Anderes mitzutheilen, doch sagen wir in Wahrheit, dass Ihr für Eure Bemühungen gute und reichliche Belohnung erhalten werdet.«

Die Vereitelung auch dieses Planes scheint den Grafen nunmehr bewogen zu haben, seinerseits, da ihm alle Aussichten auf Befreiung geraubt waren, einen verzweifelten Schritt zu wagen. Er beschloss einen Fluchtversuch. Eine kurze von Sanuto mitgetheilte Notiz vom 31. März 1515 lautet: »auf Beschluss des Erlauchtesten Rathes der Zehn wurde in Rialto öffentlich kundgegeben: Marco Remer, wohnhaft bei S. Zaccaria, angeklagt mit einem Antonio Gardelin, welcher Wächter an der Torresella war, sich eingelassen zu haben, einigen Gefangenen der Torresella, nämlich dem Grafen Christoph Frangipani, heimlich Briefe zuzustellen und zur Flucht zu verhelfen, wird aufgefordert, sich im Laufe von acht

Tagen zu stellen und sich zu vertheidigen, widrigenfalls gegen ihn vorgegangen werden wird.«

Das Unternehmen war im Keime erstickt worden. Wenige Wochen später machte der einstige gefährlichste Gegner Frangipani's, der venezianische General Bartolommeo Alviano, eine erneute Anstrengung, die Freilassung der Deutschen zu bewirken. Die abschlägige Antwort der Signoria erbitterte ihn so, dass er »vor Wuth schnaubte und sich entehrt nannte«. Mit vieler Mühe gelang es, ihn zu beruhigen. Er versprach, seine Pflicht zu thun und die verlorenen Besitzungen des Staates zurückzuerobern, dann aber werde er den Dienst der Republik verlassen. Aus seinem eigenen Munde hörten am 9. Mai die Gefangenen, welche Mühe er sich in ihrem Interesse gegeben. Er ermahnte sie, noch eine Weile frohen Muthes sich zu gedulden, indessen er selbst wieder in den Krieg ziehe.

Die gute Stimmung, die sein Besuch hinterlassen, sowie die Gedanken, welche er beim Frangipani angeregt, bringt ein merkwürdiges Schreiben zum Ausdruck, welches letzterer in vertraulichem Tone an den ihm freundlich gesinnten Dandolo richtet.

»Erlauchter Herr!«

»Ich Unterzeichneter sende Euch einen Traum, den ich in einer der vergangenen Nächte geträumt, um Euere Erlaucht lachen zu machen, da er gar bunt und vielsinnig ist; welcher Traum, wie ich glaube, durch die Abreise Seiner Excellenz des Herrn Bartolommeo veranlasst wurde, der fortging, ohne etwas Ferneres zu bewirken, indessen ich gehofft, dass Seine Herrlichkeit in der gegenwärtigen Lage etwas Gutes erreichen würde; und da ich sah, dass sein Weggang ohne weitere Wirkung blieb, blieb ich missgestimmt und in vielen Gedanken verloren zurück, von denen verfolgt ich wie ein halb Verzweifelter in einer der verflossenen Nächte mich schlafen legte. Und im Schlaf schien es mir, als wäre ich in fremden Gegenden, durch welche lange Zeit wandelnd es mir dünkte, an einen Ort zu kommen, wo ich eine Seele und auch einen Körper sah; als ich dies sah, blieb ich stehen

und schaute jene voll Zweifel an. Als sie mich sah, frug mich die Seele, wer ich sei; ich antwortete ihr: »ich bin Christoph Frangipani.« Sie frug mich, was ich wolle, worauf ich erwiderte: »Dir dienen.« Weiter frug mich die Geweihteste, wesshalb ich an diesen gegenwärtigen Ort gekommen. Ich antwortete: »In Wahrheit, daran sind Schuld die Nothdurft, die Nothwendigkeit sammt gegenwärtigen, wie vorausgeschauten künftigen Gefahren.« In diesem Augenblick begann der Körper mich zu fragen, ob ich ihn erkenne; ich erwiderte, ihn gar wohl zu kennen, und nannte ihm die Erkennungszeichen: »Bist Du nicht jener Erlauchteste Körper, welcher weder mich noch die Meinigen in vergangener Zeit wollte? Bist Du nicht jener Erlauchteste Körper, welcher mich mehr leiden macht, als irgend ein Anderer? Mich, der ich an diesen Ort kam, von wechselndem Geschick geführt, das mir nicht verzeihen wollte!« Er antwortete mir, Alles diene zum Besten. Da bat ich ihn demüthig, mir den Grund anzusagen, denn wenn ich ihn vernommen, würde ich erheitert weniger Pein erdulden und um so mehr in Zukunft zu herzlichen Diensten verpflichtet verharren. Keine Antwort mehr gab er mir, vielleicht aus Zorn über das von mir in vergangenen Zeiten Verschuldete oder wegen des gegenwärtigen Uebels, an dem besagter Körper litt. Als ich ihn so zornig sah, schien es mir das Beste, stumm zu bleiben, nicht weil ich hartnäckig, sondern vielmehr weil ich wie verzweifelt war. Und wie ich so dastand, sah ich Viele über das Uebel, an dem besagter Erlauchtester Körper litt, disputiren. Beim Schlusse ihrer Disputation vernahm ich, dass sie die Schuld an dem grossen Uebel den Arzneien gaben, die in vergangenen Zeiten angewandt worden waren. Diese Arzneien, sagten sie untereinander, seien von den Gegenden unter Sonnenuntergang gebracht worden und hätten Alexandrinische und Julianische geheissen; auch Arzneien von jenseits der Berge, sagten sie, seien in Anwendung gebracht worden. Alle aber beschuldigten in ihrer Disputation solche Arzneien, Schuld an dem grossen Uebel und Krankheit zu sein, und behaupteten, die Arzneien seien nicht gut, sondern vergiftet gewesen, vielleicht auch hätten sie ihre Wirksamkeit auf dem langen

Transport von jenseits der Berge hierher verloren. In Sonderheit jene, welche durch den König kamen, waren zu übler Kur geschickt, weil derselbe missgestaltet und ungesund war und so auch alle seine Nachfolger; und jene oben Erwähnten behaupteten in ihrer Disputation, diese seien Nachfolger des Grafen unter dem Zeichen des Drachens und des Stieres, und wegen dieser Zeichen könnten sie nicht gesund sein, und ebensowenig seien die Arzneien aus jenem Lande zu loben.«

»Alle diese oben erwähnten Namen schienen mir für die Heilung des Erlauchtesten Körpers zu genügen, denn ich dachte bei mir, dass der Körper aus vier Elementen, nämlich Luft, Feuer, Erde und Wasser bestünde, und der Umstand, dass die Elemente der Erde und des Wassers über die anderen beiden Elemente erhöht worden seien, schien mir die Ursache des Uebels zu sein. Oben genannte Arzneien waren angewendet worden, ohne gereinigt worden zu sein, und in Folge dessen beschleunigten sie die Krankheit und konnten sie doch nicht ausstossen, da sie einem so beschaffenen Uebel nicht entsprachen noch angepasst waren. Vielmehr liesen die Arzneien, weil sie nicht gereinigt waren, nachdem sie eingenommen worden, einen Rest zurück, welcher immer mehr das Uebel und den Schaden verstärkte, in Sonderheit, da ein Wind von p. isu. d. s. p. herrschte.«

»Durch Hinzufügen einiger Levantinischen Arzneien zu jenen genannten, hatte man, so schien mir, es an Nichts fehlen lassen und Alles, was der Gesundheit genannten Herrn Körpers zuwider war, angewandt. Mir aber dünkte, dass derselbe irgend eine andere Arznei gebrauche, wie z. B. irgend einen angenehmen auflösenden Syrup, um jene früher eingenommenen giftigen Arzneien aufzulösen und abzuführen; dann aber geweihte Arznei einzunehmen, welche alle Uebel mit wenigen und leichten Krämpfen ausstossen würde und Dank welcher die Seele mit dem Körper in ewiger Gesundheit, in glücklichem Leben und in grösserer Kraft denn je gedeihen werde, ohne irgend ein grösseres Uebel befürchten zu müssen, da Nichts für alle Zeiten weder der geweihtesten Seele noch auch dem

Erlauchtesten Körper schaden könne. Gar begierig war ich, solche meine Meinung zu sagen, doch schien es mir vergeblich, sie auszusprechen, da sie nicht angenommen werden würde. Waren doch viele Aerzte da, welche zum grössten Theil mit mehr Leidenschaft als Vernunft Rath ertheilten; daher ich stumm blieb. Die Seele aber sprach zum Körper: »mein Körper, sorge für Deine Gesundheit so lange es Zeit ist und ich es will; sorgst Du nicht für mich, so werde ich genöthigt sein, von Dir zu scheiden; wenn ich aber scheide, so weisst Du, dass Du ohne mich nicht am Leben bleiben kannst.«

»Diese Worte dünkten mir so gross und gewichtig, dass sie mich erwachen machten.«

Der Sinn der Allegorie ist unschwer zu erfassen. Die Seele Venedig's: die Lebenskraft des Staates ist bedroht durch die Krankheiten, welchen der letztere anheimgefallen ist: die den Wohlstand der Republik bedrohenden Kriege. Unter den giftigen Arzneien sind die verhängnissvollen Bündnisse mit den Päpsten Alexander VI. und Julius II., mit Karl VIII. von Frankreich und dessen Nachfolgern, und endlich mit den Türken zu verstehen. Als einziges wahrhaft wirksames Mittel aber empfiehlt der Traumdeuter das Bündniss mit dem Kaiser und dem Papste. Offenbar war Frangipani von den politischen Ereignissen wohl unterrichtet. Da Maximilian zur Bedingung des Friedens die Herausgabe von Vicenza und Verona machte, welche Venedig auf keine Weise zugestehen wollte, hatte die Signoria im April des Jahres mit dem neuerwählten König von Frankreich, Franz I., einen Tractat geschlossen, der auch die Engländer dem Bunde zuführte. Auf der anderen Seite aber waren die Beziehungen zwischen dem Papst, dem Kaiser und Spanien innigere geworden. Man dürfte nicht irregehen, wenn man annimmt, dass Frangipani unter dem »amabile sirupo« die nachgiebige, dem Kaiser entgegenkommende Gesinnung verstanden wissen will, die dazu führen werde, Jenem den ja doch für Venedig unheilvollen Besitz der strittigen Städte Verona und Vicenza zuzugestehen. Hierauf aber sei ein Bündniss mit dem Papste — als »benedetta medicina« — abzuschliessen. Nur

auf Grund der Aussöhnung mit Rom und Deutschland liessen sich neue, gesunde Verhältnisse für Venedig gestalten. Der Arzt, der seinen Rath der Signoria anbot, hatte in sorgenvollen Nächten einsehen gelernt, dass das einzige Mittel, welches ihm selber helfen konnte, eine Wendung in der Politik war. Wie Recht er hiermit hatte, zeigte ein im September von ihm empfangenes Schreiben seines Schwagers, aus welchem er entnehmen durfte, dass die Schuld an der Dauer seiner Gefangenschaft nicht der Kaiser und der Cardinal von Gurk, welche Alles versuchten, ihn zu befreien, sondern die politischen Constellationen trugen. So lange der Krieg andauerte, musste Venedig seinen Gefangenen als höchst wichtige Persönlichkeit betrachten! Matthäus Lang schrieb am 26. Juli in lateinischer Sprache folgendermaassen:

»Dem erlauchtesten Herrn Christoph de Frangipanibus, Graf von Veglia, Segna und Modrus, unserem geliebtesten Verwandten.«

»Erlauchtester und edler Herr, geliebtester Schwager, Gruss zuvor! Wie sehr mich die lange Dauer Euerer Gefangenschaft peinigt und ich mit Eueren so grossen Leiden von Herzen Mitleid empfinde, vermöchte ich nicht leicht zu sagen, da nicht allein meine persönliche Zuneigung und meine glühendste Liebe für Euere Herrlichkeit mich hierzu treibt, sondern auch alle die anderen Euch in Liebe ganz ergebenen Kaiserlichen heftig sich gedrängt fühlen, Euch ihr Mitleid darzubringen. Gleichwohl tröstet mich neben Anderem sehr dieser Umstand, dass auch die venezianische Regierung Euch die grösste Erleichterung und Entschädigung für Euere Leiden gewähren und zusichern muss, weil Ihr in gerechtester Sache für den billigsten Fürsten zur Vertheidigung des Vaterlandes und zum Heile des allgemeinen Besten als tapferster Krieger, so gut ihr nur konntet, kämpfend, durch Unbill des Schicksales mehr als durch die Tapferkeit des Feindes gebrochen, in Jener Macht gekommen seid und Ihr es seid, den das gemeinsame Vaterland betrauert, dem der allgütige Gott — fern sei der Zweifel! — sich huldreich erweisen wird, und an dessen Befreiung Fürsten und Volk gesammt in Aengsten arbeiten. Auch ich unter Jenen habe bisher es an keinem

Eifer noch Mühe bei den Berathungen für Euere Befreiung fehlen lassen und werde auch in Zukunft kein Nachdenken noch Bemühung scheuen, vielmehr so weit nur die Kräfte des Geistes und die Mittel es gestatten und, als wäre es die Erlösung meiner Seele, für die ich arbeite, mich anstrengen, dass Euch zu Theil werde, was unser aller Verlangen sehnsüchtig erhofft. So lasst denn eingedenk Euerer alten Tapferkeit und Grossherzigkeit, die oft auch in schwereren Lagen Euch unbesiegt erhielt, jede Furcht fahren, hofft auf das Geschick, dauert aus für Euer Vaterland und die Freunde und vertraut vor Allem auf den allgütigen Gott, aber auch auf das Wirken der Freunde, die Ihr noch nicht verloren habt! Mit Seiner Einwilligung und Jener Hülfe hoffe ich sonder Zweifel Euch aus diesem Unglück zu befreien. Lebt wohl und seid überzeugt, dass ich bin und immer bleiben werde nicht allein Euer eifriger und geliebtester Schwager, sondern auch Euer in jeder Schicksalslage beständigster Freund.«

Gegeben zu Wien, am 26. Juli 1515.«

Mit eigener Hand hinzugefügt:

»Mein Herr Graf, seid guten Muthes, hofft auf Gott, die guten Freunde und die gerechte Sache. Denn ich werde mit allen Kräften auf das Glühendste und ohn' Unterlass für Euere Befreiung arbeiten und Euch die Dienste nicht nur eines guten Freundes, sondern auch des besten Verwandten widmen, wie Ihr ausführlicher aus den Briefen meiner Schwester, Euerer Gemahlin, erfahren werdet.«

»Datum wie oben.«

»Euer guter Schwager
Matthäus,
Cardinal von Gurk.«

Als Matthäus Lang diesen trostreichen Brief schrieb, befand er sich in höchst bedeutungsvollem Auftrage des Kaisers in Wien. Es galt, die seit einiger Zeit zwischen dem letzteren und König Wladislaus betriebenen Verhandlungen, welche die Erbnachfolge der Habsburger in Ungarn zum Ziele hatten, durch die

Verehelichung des kleinen Sohnes des Königs von Ungarn, Ludwig's, mit der Enkelin Maximilian's, Maria, Tochter Philipp's von Castilien, zu glücklichem Abschluss zu bringen. So erfolgreich die diplomatische Kunst des Cardinals sich hierbei erwies, so wenig vermochte doch sein Eintreten für den Schwager beim Kaiser. Die allzu offene doppelseitige Politik, welche die Familie Frangipani seit alten Zeiten getrieben, trug in diesem Augenblicke böse Früchte. Maximilian wurde in Kenntniss davon gesetzt, dass Bernhard und Christoph heimlich danach trachteten, auf die Seite Venedig's zu treten — und dass dies nicht blosse Verleumdung ihrer Feinde war, beweist jener Brief, den Christoph noch im Jahre 1514 an seinen Vater geschrieben. Die Frangipani's selbst hatten es vereitelt, dass die Bitten des Matthäus Lang ein geneigtes Gehör beim Kaiser fanden. Nicht nur aber wurde die venezianische Regierung in keiner Weise zur Freigebung des Gefangenen gedrängt, vielmehr wurde sie im Geheimen durch den eifrigen Cardinal-Erzbischof Bakacs, welcher sich für eine von den Frangipani's seinem Schwager angethane Unbill rächen wollte, dahin beeinflusst, auf keinen Fall den mächtigen Mann aus ihrer Gewalt zu entlassen.

Wie sehr die Aussichten für ihn verdunkelt waren, hat Graf Christoph vielleicht selbst nicht gewusst. Wohl aber lernte er bald einsehen, dass die drunten in der Sala del Consiglio des Palazzo ducale versammelten Senatoren Recht gehabt, seinen Träumen keine Berücksichtigung zu schenken. Venedig's energischer Verbündeter, König Franz I. von Frankreich, war in kühnen Märschen über die Pässe der Alpen gestiegen, und vielleicht in denselben Tagen, an denen der Frangipani seines Schwagers Zeilen neuen Trost entnahm, kamen die Jubelnachrichten von dem glänzenden Siege des Königs bei Marignano nach Venedig und wenige Tage später die Kunde von seinem Einzuge in Mailand. Die venezianische Armee zog erobernd durch die Lombardei, und schon sprach man siegesgewiss von der Wiederbesetzung Brescia's. Um die deutsche Sache stand es schlecht, — das erwies auch die freundschaftliche Zusammenkunft des Papstes mit dem König von Frankreich in Bologna, welche zur Folge hatte, dass der

Einzige, welcher noch mit Energie für Maximilian im Norden Italiens kämpfte: Cardona, mit seinen Spaniern nach Neapel sich zurückzog.

Konnte es Christoph ein Trost sein, dass in die Freude der Stadt ein Schatten hineinfiel durch den plötzlichen Tod des Mannes, der an allem seinem Unglück Schuld war? Droben in der Torresella sassen der Frangipani und Rizzano und lauschten dem Klange der Glocken, welche Venedig zum Leichenbegängniss seines Feldherrn, des Bartolommeo Alviano, riefen. Dort am prachtvoll geschmückten Katafalk inmitten der glänzendsten Versammlung hielt Andrea Navagero, durch den Schwung hochtrabender lateinischer Rhetorik die Zuhörer zur Bewunderung mit sich fortreissend, die Leichenrede, in welcher er die Manen von Julius Caesar, Quintus Metellus, Appius Claudius und Augustus heraufbeschwor, ihrem ruhmreichen Rivalen Ehre zu erweisen. In den langen Reihen der Thaten zogen Alviano's Siege im Friaul, vor Allem bei Osopo, in prunkenden Bildern vor den Augen der Trauernden vorüber — wohl mehr und besser als der prahlerische Humanist hätten von diesen Ereignissen die beiden Gefangenen zu erzählen gewusst! Pordenone — Alviano hatte Rizzan's verzweifelte Gegenwehr gebrochen. Osopo — vor Alviano war der verwundete Frangipani gewichen. Gradisca — Alviano hatte das Netz geworfen, in dem Christoph gefangen wurde. Derselbe Alviano aber war es auch, der später als ein für ihre Befreiung bemühter Freund bei ihnen im Gefängniss gewesen war. Die alte Feindschaft war vergessen, selbst dieser Tod brachte keinen Trost, keine Genugthuung, vielmehr nur trauerndes Sinnen und Gedenken. Von Neuem klangen die Glocken, die Feier auszuläuten, und die Menge strömte auf allen Gassen heim zu ihren täglichen Geschäften. Auch an den Loggien des Dogenpalastes sah man sie vorbeieilen. Einzelne blieben stehen und wiesen einander die Torresella: kam es den Vielbeschäftigten an diesem Tage ja wieder in Erinnerung, dass dort noch immer Alviano's einstiger Gegner gefangen gehalten werde. Ein kurzer Blick, ein flüchtiger Gedanke — und dann weiter: man hatte Besseres zu thun!

War Alviano zu beneiden? — Die Einsamen athmeten auf: besser ein halbes Leben, als keines! Der Augenblick der Erlösung musste ja kommen!

Und sie warteten von Tag zu Tag, von Woche auf Woche: das alte Jahr ging zur Rüste, das neue Jahr 1516 begann: Monat auf Monat verrann, und die Befreiung, über welche selbst der Bischof von Modrusa, der am 14. Mai seinen Bruder Christoph besuchte, nichts Tröstliches zu sagen wusste, blieb aus! Zu letztem Entscheidungskampf war Kaiser Maximilian selbst nach Italien gekommen und hatte von Trient aus seinen Weg auf Mailand zu genommen, aber die drohende Macht der Schweizer und Andrea Griti's liess ihn an seinem mit unzureichenden Mitteln begonnenen Unternehmen verzweifeln. Er kehrte nach Deutschland zurück und löste sein Heer auf. Die Folge war, dass Brescia in die Hände Venedig's zurückfiel und die französische Heeresmacht unter Lautrec mit den Venezianern Verona belagerte. Noch einmal zwar gelang es, diese Stadt, welche der eigentliche Apfel des Streites zwischen Maximilian und der Republik war, für Deutschland zu retten, aber der am 13. August zwischen Franz I. und dem Kaiser abgeschlossene Vertrag, der auch die Venezianer in sich schloss, stellte Venedig's Herrschaft in Verona und Vicenza wieder her. Der achtjährige Krieg, welcher die Macht der Signoria dem Untergange nahe brachte, hatte sein Ende erreicht. Aeusserlich genommen hatte Venedig, von Roveredo, Riva und einigen Plätzen im Friaul, welche dem Kaiser abgetreten wurden, abgesehen, seinen Besitz gewahrt, und man konnte es, siegreich aus dem furchtbarsten Streite mit allen Mächten Europa's hervorgegangen, als unüberwindlich preisen, — aber diese äusserste Anstrengung hatte alle seine Kräfte derartig erschöpft, dass es nie wieder in den vollen Besitz derselben gelangen, sondern fortan in zunehmender Ermattung seinem Ende entgegensiechen sollte.

Der Waffenstillstand war zu Stande gekommen, aber kein kaiserlicher Bote nahte der Signoria, die Auslösung Frangipani's zu erbitten! Flüchtig war einmal am 13. September die Rede im Collegio davon, man solle Christoph mit einem gefangenen Venezianer, dem Doctor Antonio Surian, austauschen, aber der

Gedanke wurde sogleich aufgegeben. Der Kaiser hatte die einzige günstige Gelegenheit des Friedensabschlusses unbenützt vorüber gehen lassen — kein Zweifel, er wollte die Gefangenschaft des Frangipani. Die letzte Hoffnung war dahin!

Die einst auf Befehl des Grafen grausam verstümmelten Bauern von Mozana waren gerächt! Wie böse Geister erschienen sie in eben jenen Tagen, da der Vertrag zwischen den Mächten zum Abschluss kam, in Venedig und zogen bettelnd von Haus zu Haus, durch ihren jammervollen Anblick und klagende Erzählung, die längst erloschene Erbitterung des Volkes gegen den croatischen Erbfeind zu neuer Gluth entflammend. Sind sie auch zum Palazzo ducale gekommen, um mit den erblindeten Augen die verhasste Gestalt hochoben an den Fenstern der Torresella zu suchen? Dann hat es wohl einen Augenblick gegeben, in dem Christoph Frangipani das Loos des Alviano doch beneidenswerth gefunden!

Von Neuem halte ich inne in der Arbeit, im sinnenden Verbinden aller der einzelnen Thatsachen, welche ich, die eine hier, die andere dort, im Laufe weniger Tage gefunden. Als ich zuerst jene Chronik von Pordenone aufschlug und in ihr den Namen: Christoph Frangipani las — wie weit entfernt war ich davon, zu ahnen, dass ich den Wandel und Wechsel eines an schweren Schicksalen reichen Menschenlebens miterleben solle, als erschaute ich Alles mit eigenen Augen! Ein Ring, der zufällig in meine Hände gelangt, hält mich in einen Zauberkreis gebannt. Die Gestalten aber, die er heraufbeschworen, haben mich seiner selbst vergessen machen — für einen Augenblick durchbreche ich den Bann, zur Wirklichkeit der Gegenwart zurückzukehren. An meinem Finger glänzt der goldene Reif, ich sehe seine zierlich geschmückten Bänder kreisen! — Ein gütiges Geschick war es, das ihn benutzte, mich auf die Spur einer merkwürdigen historischen Begebenheit zu führen, und nun möchte die Phantasie ihn selbst hineinziehen in dieselbe, ihm eine Rolle in jenen ergreifenden

Vorfällen zuweisen, bloss desshalb, weil durch seine Vermittlung Geist und Seele in Thätigkeit versetzt wurden! Bloss desshalb? Und die fieberhafte Erregung, die mich in athemloser Hast vorwärts treibt, zu suchen und forschen, als wäre mir ein unbekanntes Ziel gesetzt, das ich erst erkennen werde, wenn ich es erreicht, als riefe mich eine Pflicht, deren Erfüllung allein mir die innere Ruhe wiedergeben könne — ist diese Erregung auch nur ein Werk meiner Phantasie?

»Myt Wyllen dyn eygen« — in ewig gleichem Wandel umziehen die gothischen Lettern den Ring. Vier Worte, nicht mehr, nicht weniger — und doch, so oft ich sie lese, verwirren sich die Zeichen und bilden, in neue Formen übergehend und sich verbindend, ein einziges Wort, immer das gleiche: Apollonia!

VIII. Capitel.

Mit Willen dein eigen.

Lass mich dich lehren,
Wie süss die Wonne reinster Treu'!
LOHENGRIN.

DUNKLE Geister waren des gefangenen Grafen Herr geworden — die rächenden Geister der eigenen Thaten! In der Nacht hoffnungslosen Brütens traf ihn ihr Fluch, und in Verzweiflung glaubte er sein Loos entschieden. Nicht also war es aber verhängt! Vom Osten her nahte zu sühnendem Liebeswalten ein Engel des Lichtes, vor dessen reinem Scheine die Dämonen entwichen.

Am 13. Januar des neuen Jahres 1517 traf Apollonia, Gräfin Frangipani, in Venedig ein! Ohne die Zusicherung freien Geleites, das ihren wiederholten Bitten verweigert worden war, wagte sie es, im Vertrauen auf Gott und ihre

Liebe, den Gatten in seiner Gefangenschaft aufzusuchen. Auf die Nachricht von ihrem Nahen beschloss die Signoria, ihr ehrenvollen Aufenthalt im Palaste ihres Fürsprechers, des Proveditore Zuan Antonio Dandolo, zu gewähren. Dandolo selbst, die zwei seit Kurzem gegen Caution freigelassenen Deutschen: Hauptmann Rainer und Nicolò de la Torre, sowie deutsche Kaufleute aus dem Fondaco dei Tedeschi, fuhren ihr in zwölf Barken entgegen, sie zu empfangen. Ein Gefolge, bestehend aus vier Frauen, einem Hofmarschall, einem Arzt und 22 Dienern umgab sie. In unmittelbarer Nähe des Ersehnten fand sie ihre Wohnung, denn der Palazzo Dandolo (das heutige Hôtel Danieli) ist nur durch einen Canal vom Palazzo ducale getrennt. Am folgenden Tage um die neunte Stunde durfte sie ihren Gemahl besuchen, bei dem sie bis zum Abend verweilte. —

Noch an demselben Tage entsandte sie ein Schreiben an den Bischof von Laibach mit der Bitte um eine Summe von 50,000 Dukaten, die als Bürgschaft für die Freilassung Christoph's dienen sollte.

Am 20. Januar aber kam sie, dem Dogen sich vorzustellen, ins Collegio. Rainer, Nicolò de la Torre, etwa sechszehn der vornehmsten deutschen Kaufleute und einige Venezianer, darunter ihr Verwandter: Herr Zuan Cosaza, Andrea Foscolo, Sohn des Hieronymus, Bernardo da Lezze, ein Verwandter des Grafen Frangipani, und Dandolo gaben ihr das Geleit.

»Sie trat in das Colleg ein, gefolgt von drei Jungfrauen in deutscher Tracht, mit Hauben und Kleidern von schwarzem Tuch a la todesca, eine hinter der anderen einherschreitend, und hinter ihnen kam eine alte Frau. Ausserdem hatte sie noch einen Arzt und Haushofmeister bei sich. Sie war in neue Seide gekleidet und trug darüber ein Gewand von schwarzem Atlas, mit Marderpelz gefüttert, und eine schwere Kette von Gold am Hals und auf dem Kopf eine Haube von Gold nach deutscher Sitte. Sie ist eine würdige und Ehrfurcht erregende Frau, sehr lieblich, klein und mager.«

In der Rede, die sie an den Dogen Leonardo Loredano richtete, entschuldigte sie sich, nicht bereits früher erschienen zu sein, doch habe die grosse

Kälte sie verhindert. Für die gute, ihrem Gatten zu Theil gewordene Behandlung dankend, bat sie um die Erlaubniss, ihn zweimal in der Woche besuchen zu dürfen: sie müsse einer Krankheit wegen Aerzte consultiren und wünsche, dass dies in der Gegenwart des Grafen in der Torresella geschehe. Als ihr die Erlaubniss hierfür ertheilt worden war, bemerkte sie, dass sie zwar wegen Uebersendung einer Bürgschaftssumme in die Heimath geschrieben, aber die Absicht habe, da jene zu lange Zeit in Anspruch nehmen könne, in Venedig selbst das Geld aufzutreiben. Der Doge versicherte sie seiner Hoffnungen auf eine baldige günstige Lösung der Angelegenheit, sobald nur der Frieden definitiv abgeschlossen wäre, worauf sie sich verabschiedete und in ihre Wohnung zurückkehrte. Am Nachmittag besuchte sie zum zweiten Male ihren Gatten, bei dem sie als Leidensgenossen an Stelle des in ein strengeres Gefängniss gebrachten Rizzan den Grafen von Bestenberg fand — denselben, der bei der Eroberung Pordenone's in die Hände der Venezianer gefallen war.

Am nächsten Tage, dem 21. Januar, erschien Dandolo vor dem Dogen und dem Collegio, in Erregung von einem unerhörten Vorfall zu berichten: »er erzählte, dass die Gräfin, Gemahlin des Grafen Christoph, in dieser Nacht in der Torresella geblieben, um bei dem Grafen zu schlafen, obgleich er Alles dagegen zu thun versucht; aber der Graf wollte es durchaus, dass sie bliebe, sintemalen der zuerst mit ihm Gekommene (Rizzano) ja verabschiedet und der Graf von Bestenberg, der mit ihm gewohnt hatte, in das Gefängniss, wo er früher war, zurückgebracht worden sei. Und so blieben Mann und Frau in dieser Nacht beisammen, nachdem sie zwei und ein halbes Jahr sich nicht gesehen. Und diesen Morgen sei er, Zuan Antonio, in die Torresella gekommen und habe die Gräfin noch zu Bette gefunden, und der Graf sagte, nach Mitternacht habe ihr gewohntes Leiden sie befallen, und er bäte die Signoria, sich damit zufrieden zu geben, dass sie dort bliebe und die Aerzte sie zu sehen kämen. Darob erhob sich grosser Lärm im Collegio. Einige waren damit einverstanden, dass sie bliebe, andere Savii aber wollten, dass sie herauskäme, da dies nur ein Vorwand sei,

dem Grafen zur Flucht zu verhelfen, und dass gute Wachen aufgestellt würden. Hierauf ging der Proveditore zur Torresella zurück, um sie zur Rückkehr in ihre Wohnung zu veranlassen, aber der Graf Christoph wollte es durchaus nicht und gebrauchte starke Worte, er wolle seine Frau bei sich behalten.«

»Mit Willen dein eigen.« Was sie in ihrem Schreiben an Dandolo ausgesprochen, Apollonia hatte es wahr gemacht! Solcher Liebe gegenüber war die Signoria Venedig's rath- und machtlos — ob es auch nimmer in den Annalen der Geschichte venezianischen Gefängnisswesens erhört gewesen: diese Frau hatte das freie Recht ihres Herzens dem starren Buchstaben der Gesetzestradition entgegengestellt, und sie war Siegerin geblieben. Die Senatoren mochten in wildem Durcheinander — con gran mormorio — lärmen, es sei unerlaubt, unmöglich, undenkbar — es blieb doch Alles vergeblich: droben in der Torresella bei ihrem gefangenen Gatten weilte fortan in freiwilliger Haft die Gattin! »Denn von solchem Verlangen nach dem geliebtesten Gemahle sind wir gequält, dass wir weder Gefängniss noch selbst alles das Aeusserste mit ihm zu erdulden fürchten, können wir nur bei ihm sein.« Sie hatte es erreicht, aber nur unter Leiden: in dem Augenblicke, da ihre starke Seele sich das Glück, mit dem Geliebtesten wieder vereinigt zu sein, erzwungen, brach ihr armer zarter Körper, schwer erkrankt an altem Uebel, zusammen. Was war es ihr? — sie war bei Ihm, sein eigen!

Der Segen solcher Liebe blieb nicht aus! Von dem Tage ihrer Ankunft an scheinen von allen Seiten Verheissungen einer baldigen Befreiung dem Grafen Christoph sich aufzudrängen. Schon am 22. Januar langte ein Gesandter von Bernhard Frangipani an und bot des letzteren Schlösser zum Pfand, falls sein Sohn der Haft entlassen werde. Die Antwort, die er erhielt, war freilich noch

keine günstige. Der Doge erwiderte, »Graf Christoph sei stets gut von der Signoria behandelt worden, habe aber bewiesen, dass er dieselbe wenig liebe, da er ihr nicht gehorche. Es sei der Gemahlin gestattet worden, ihn zu besuchen, und nun wolle dieselbe nicht das Gefängniss verlassen und der Graf gebrauche wilde Worte. Wegen dieses seines Ungehorsams verdiene er, nicht erhört zu werden.« Der Doge war erbittert — war doch soeben Zuan Antonio Dandolo, der hochverdiente Oberaufseher der Gefängnisse, vor ihm erschienen, mit der Erklärung, er lege sein Amt nieder, da Graf Christoph sich nicht fügen, sondern nach seinem eigenen Kopfe handeln wolle. Nur mit Mühe war es gelungen, den durch den inneren Zwiespalt von Pflicht und Neigung erregten Mann zu beschwichtigen und ihn zum Verharren in seiner Stellung zu bewegen.

Den zweiten Anstoss zu Erwägungen über die Entlassung Christoph's gab die von verschiedenen Seiten an die Signoria gelangte, vom Kaiser selbst unterstützte Petition zu Gunsten des Giulio Manfron, Sohnes des venezianischen Condottiere Zuan Paolo Manfron. Dieser Giulio Manfron war schon vor längerer Frist in die Gewalt des Grafen Bernhard Frangipani gelangt, der ihn anfangs schlecht gehalten hatte, bis auf Drohungen der Signoria hin Christoph den Vater veranlasst hatte, den Gefangenen ehrenvoller zu behandeln. Jetzt nun suchte man Christoph zu bewegen, seinen Einfluss dahin geltend zu machen, dass Giulio freigegeben werde, welche Vermittlung zu übernehmen aber der Graf rundweg abschlug, so lange er nicht selbst die Freiheit erhalte. In jenen Tagen Ende Februar wurde der Hauptmann Rainer, im Austausch gegen einen Cavalier de la Volpe, den Seinen zurückgegeben. Kurze Zeit darauf am 4. April erhielten auch die in den Gabioni eingeschlossenen, bei Pordenone gefangenen Soldaten auf ein rührendes Schreiben, das sie an die Signoria gerichtet, hin die Erlaubniss, in die Heimath zurückzukehren. Endlich am 3. Mai kam es im Collegio sogar zum directen Vorschlage, Christoph der Haft zu entlassen »und ihn ehrenvoll in einem Hause unterzubringen, nämlich im Palazzo Dandolo, wo das Gefolge seiner Gattin wohnt,« gegen eine Caution von 30000 Dukaten, das Versprechen,

in Venedig zu bleiben, und die Herausgabe von Julio Manfron. Die Verhandlungen hierüber zogen sich mehrere Wochen hin. Als Fürsprecher für Christoph erschien ein Gesandter des Königs von Frankreich. Letzterer, der im Begriffe stand, den Waffenstillstand zugleich im Namen Venedig's mit Kaiser Maximilian zu verlängern, bat sich mit dringenden Worten die Auslieferung des Frangipani aus, welche gelegentlich des neuen Vertrages offenbar von Deutschland her betrieben wurde. Auch der König von Spanien verwendete sich in einem Schreiben, das er an den Dogen schickte. Es kam am 22. Mai zu einer lebhaften Debatte im Senate. Die Savj waren der Ansicht, man müsse dem Wunsche Franz' I. willfahren, der eine abschlägige Antwort sehr übel aufnehmen werde, Andere verlangten Vertagung der Berathung, welche dann auch auf eine Rede Marino Sanuto's hin beschlossen wurde. Am nächsten Tag ward der Vorschlag der Savj zu erneuter gründlicher Discussion gebracht, und wieder war es Marino Sanuto, derselbe Sanuto, dessen Tagebüchern wir die Kenntniss der Schicksale Christoph's und Apollonia's zum grössten Theile verdanken, der in längerer Rede gegen die Freilassung des Frangipani auftrat. Schon einmal vor Zeiten im Jahre 1510 hatte er in lebhaften Worten seinen Befürchtungen über die von des Grafen wilder Unternehmungslust drohenden Gefahren Ausdruck gegeben und zu energischem Vorgehen getrieben, zum zweiten Male zeigte er sich in diesem wichtigen Augenblicke als ein erbitterter Gegner.

Er wies zunächst darauf hin, dass die mit dem Marchese von Mantua gemachten Erfahrungen es eindringlich lehrten, welche Gefahr darin liege, einen Gefangenen von solcher Bedeutung selbst gegen Caution der Haft zu entlassen oder gar zu befreien. Dann fährt er fort:

»Und so wollen wir jetzt nach Ansicht dieser erlauchtesten Väter den Grafen Christoph freilassen! — eine Freilassung, welche der Ruin unsres Vaterlandes sein wird — freilassen den grössten Feind, den dieser Staat hat, den grausamsten Kriegsführer, denselben, der im Friaul jenen Armen die Augen ausstechen liess! Der Kaiser soll wieder einen ersten Feldherrn haben, wie er keinen

anderen, weder im Markgrafen von Brandenburg, noch im Herzog von Bayern, noch auch im Herzog von Sachsen hat — diesen Grafen Christoph will er haben, und nach meiner Ansicht hat er aus keinem anderen Grunde die Treuga auf ein weiteres Jahr verlängern wollen, als eben der Befreiung besagten Grafen Christoph's wegen, welcher der Schwager des Cardinals von Gurk ist, und Dieser ist es, welcher mit guter Tinte jenen Brief geschrieben hat, denn der Katholische König wendet nicht Ausdrücke an, wie z. B. die Anrede, welche lautet: »illustri duci Venetiarum unserm geliebtesten Freunde«. Der verstorbene König von Spanien gebrauchte immer den Titel: illustrissimo, nicht: illustri, und in den Geleitsbriefen, welche der katholische König ausgestellt hat und die wir gestern gelesen haben, giebt er auch den gebräuchlichen Titel: Illustrissimo. Daher behaupte ich: dieser Brief ist vom Cardinal von Gurk selbst gemacht und vom katholischen König nur unterschrieben, denn der Kaiser ist es, welcher unsere Stadt mit: »illustri sincero dilecto duci Venetiarum« anredet.

»Daher, Ihr Herren, brauchen wir keine so grosse Angst zu haben, unsere Gründe dem Allerchristlichsten König anzugeben, wie dies gestern der berühmteste Messer Alvise da Molin, der den Grafen befreit haben wollte, auf dieser Rednerbühne mit folgenden Worten gesagt hat: »jene drei königlichen Herren werden entrüstet sein, und in Sonderheit der Allerchristlichste König, welchem wir den Mailändischen Staat verdanken und durch den wir ihn allein erhalten können, wird entrüstet sein, wenn wir ihm unsere Gründe ansagen.« In jenem vorgelesenen (geplanten) Antwortschreiben ist es ja deutlich ausgesprochen, dass besagter Gefangener nicht losgelassen werden darf, und meiner Meinung nach, erhabenste Väter, ist dieser Brief, was die Erzählung anbetrifft, wohl abgefasst und noch besser durchdacht, aber der Schluss gefällt mir nicht, nach meiner Empfindung, aus folgenden Gründen: der König würde, sobald der Gesandte ihm den Brief gelesen und dargelegt, dass es nicht gut sei, den Gefangenen loszulassen, wenig zu sagen haben, bleibt aber der Schluss, »man könne ihn wohl entlassen« stehen, so wird der Allerchristlichste König sagen: »gut, so ent-

lasst ihn,« und wir werden gezwungen sein, ihn zu entlassen. So aber, Ihr Herren, wird es kommen, wie ich als guter Diener nicht ohne Grund glaube: der Graf Christoph wird Euch durch die Deutschen des Kaufhauses (denn woher sollte er es sonst nehmen?) 30000 Dukaten oder von besagten Kaufleuten ausgestellte Bankanweisungen zum Pfand geben — sobald er aber der Haft entlassen sein wird, wird er sich auf und davon machen; Schlimmeres, als das Geld zu zahlen, kann ihm nicht passiren, und das ist eine Leichtigkeit, denn ist es ihm erst gelungen, in die Heimath zu gelangen, so wird er nach Gradisca und Maran gehen, Orte, die, wie man sagt, der Kaiser ihm geschenkt hat, und dort die 30000 Dukaten auftreiben. Wolltet Ihr Herren aber Euch an die Kaufleute des Fondaco halten und sie zur Strafe ruiniren, so bedenkt, dass dieselben grosse Privilegien in diesem Kriege, obgleich er gegen den Kaiser geführt wurde, gehabt haben und dass die deutschen Kaufleute uns von grossem Nutzen und unsere besonderen Schuldner sind — daher werdet Ihr sie nicht zwingen können; dann werden Königliche Briefe kommen, und Ihr werdet Euch gedulden, und sowohl jener Mann — ein so bedeutender Feldherr, der das Schlimmste thun wird, um sich zu rächen — als auch das Geld, erhabenste Väter, bleibt verloren! Und dass dies die Wahrheit ist, dafür will ich Euch ein Beispiel geben de similibus ad similia: jener Bürger von Padua, Beraldin, der in diesem Kriege gefangen genommen und in's Gefängniss der Gabioni gebracht wurde, gab eine Caution von 1000 Dukaten, nämlich sein Schwiegervater, der überhaupt nicht viel mehr in dieser Welt besass, 500 Dukaten, und ein anderer, der für ihn die Gefängnisskosten getragen hatte, die anderen 500 Dukaten. Er verliess das Gefängniss mit dem Versprechen, in Venedig zu bleiben: was aber that er? er floh und liess ohne Mitleid die Bürger, arme Kerle, die dadurch ruinirt wurden, ruhig die 1000 Dukaten zahlen. So und nicht anders wird dieser Graf Christoph es machen: sobald Ihr Herren ihn entlassen habt, wird er sich aus dem Staube machen! Daher scheint es mir, sichrer zu sein, den Brief ohne jenen Schluss zu schreiben, vielmehr an dessen Stelle folgende Worte zu setzen, wie

Euere Excellenzen Alles ganz wohl in Ordnung bringen wollten und Seiner Allerchristlichsten Majestät so geschrieben, damit Sie Alles wisse, dass wir aber bereit seien, niemals von den weisesten Ansichten und Wünschen Ihrer Majestät uns zu entfernen und Ihre Majestät in dieser Angelegenheit entscheiden solle so, wie es in unserem Interesse ihr nützlich dünke, welches ja in Folge des unlöslichen Bundes auch das Interesse Seiner Majestät sei. Auf diese Weise werden wir in vierzehn Tagen Antwort haben, und beharrt der König auf der Freilassung des Grafen, so ist es ja immer noch Zeit für Euere Excellenzen, ihn loszugeben, denn auch ich bin ja dafür, dass wir mit Seiner Majestät gut stehen, der wir in Wahrheit gar sehr verpflichtet sind.«

»Dies ist die Meinung Eueres Dieners, und man rechne es mir nicht als Anmaassung an, dass ich wider diese weisesten und berühmtesten Väter aufgestanden und auf diese Rednerbühne gestiegen bin, ihre Ansicht zu widerlegen. Nein, Ihr Herren, mein Gewissen hat mich dazu getrieben, denn ich schwöre bei Gott, Durchlauchtigster Fürst, dass ich in dieser Angelegenheit kein Wort mehr verlieren wollte, aber ihrer Bedeutung bewusst, wollte ich doch, als Niemand sprach und das Schreiben dreimal vorgebracht war und Alle eines Sinnes waren, meine Empfindung ausdrücken aus dem unbegrenzten Pflichtgefühl, das ich diesem Erlauchtesten Staat gegenüber habe, wie ich es immer thun werde, wenn ich durch meine Ansicht nur irgendwie diesem Staate nützen kann, und so empfehle ich mich Eueren erhabenen Herrlichkeiten.«

»Ich sprach,« so fügt Sanuto hinzu, »noch einige wohl angebrachte Worte, die ich aber augenblicklich nicht weiter aufzuschreiben brauche; und ich wurde sehr gelobt. Aber wider das grosse Ansehen des Collegio einen Beschluss fallen zu machen, ist ein schweres Ding. Hätte aber Einer meinen Vorschlag öffentlich eingebracht, so wäre er angenommen worden.«

Das den Wünschen des Königs von Frankreich entgegenkommende Schreiben ging in unveränderter Form ab — trotzdem aber kam es noch zu keiner definitiven Entscheidung. Die Versuche Christoph's, bei den deutschen Kaufleuten

die Cautionssumme aufzutreiben, missglückten, und das am 21. Juli von ihm gemachte Anerbieten, der Signoria als Pfand einen werthvollen Diamant zu geben, wurde abgelehnt. Endlich am 9. August — so lesen wir — beschliesst die letztere, obgleich der ungarische Cardinal Alles dagegen aufbot, die Freilassung.

Der Beschluss war gefasst, aber die thatsächliche Ausführung desselben blieb aus. Das Einzige, was Christoph erfuhr, war eine Genugthuung für Schmähungen, welche der Diener eines der Häupter der Zehn gegen ihn und die Gräfin ausgestossen hatte: angesichts der Torresella wurde am 16. August der Schuldige mit einem Stricke gegeisselt. Welche Hindernisse sich der Befreiung in den Weg gestellt, wird nicht gesagt, ja merkwürdiger Weise wird in Sanuto's Tagebuch der Name Frangipani's im Verlauf der nächsten Monate kein einziges Mal erwähnt. Die erste Nachricht, die ich wiederum finde, datirt vom 1. Januar 1518 und belehrt darüber, dass Christoph noch immer in der Torresella sich aufhält, da sich der Herzog von Urbino, welcher Giulio Manfron in seiner Gewalt hat, bemühte, wenigstens das Eine zu erwirken, dass der Graf, falls er sich verpflichte, in Venedig zu bleiben, auf freien Fuss gesetzt werde.

So viel auch Apollonia's Liebe vermocht, so nahe der Verwirklichung sie ihre Pläne gebracht hatte — ein unerbittliches Geschick schien Alles zu vereiteln! »Das Aeusserste mit ihm zu erdulden,« dies einzig und allein war ihr nicht verwehrt.

Zu derselben Zeit, als in der Sala del Collegio eifrig über die Auslösung ihres Gatten verhandelt wurde und Marino Sanuto seine Rednerkünste zeigte, lag in der Torresella die Gräfin auf den Tod danieder. Seit jenem Tage, der ihr die Wiedervereinigung mit dem Geliebten gebracht, hatte das Leiden sie an's Bett gebannt. Am 18. Mai traten drei der besten Aerzte Venedig's: die Magister Marin Brochardo, Bernardin Spiron und Leonardo Butiron, und ihr eigener Arzt, Magister Fermo, zu einer Consultation zusammen. Brocardo übernahm es, dem Collegio das Ergebniss derselben darzulegen, welches lautet: bei dem hohen Stande des Fiebers sei das Schlimmste zu befürchten. Wenige Tage später

wurde es für unbedingt nöthig erkannt, sie in die seit alten römischen Zeiten her berühmten heilkräftigen Bäder von Abano in den Euganeischen Bergen zu bringen. Erst, nachdem sie das Versprechen erhalten, nach vollendeter Cur in die Gefängnisshaft ihres Gatten zurückkehren zu dürfen, vermochte sie sich aber zu entschliessen, dem Wunsch des letzteren und dem Rathe der Aerzte Gehör zu geben. Angstvollen Herzens sah Christoph sie scheiden: in der Theilnahme an der Frohnleichnamsprocession, welcher vom Balcon des Dogenpalastes zuzuschauen ihm auf sein Bitten gestattet wurde, suchte er Beruhigung zu erlangen.

Im Juli kehrte Apollonia — wie wir annehmen dürfen, ein wenig erholt und gekräftigt — nach Venedig in die Torresella zurück.

Seite nach Seite der Diarien hatte ich bis zu diesem Zeitpunkte, da in Sanuto's Mittheilungen über Christoph und Apollonia plötzlich eine längere Lücke eintritt, durchblättert, da kam mir — es war am 22. Februar — der Gedanke, doch noch einmal die benutzten Bände zu durchsuchen, ob mir auch wirklich keine Notiz entgangen sei. Fast das Erste, was mir beim Aufschlagen des zwanzigsten Bandes in die Augen fällt, ist ein längerer Brief, den Apollonia noch im Jahre 1515 am 21. März, also ein halbes Jahr, nachdem Christoph gefangen genommen worden war, aus Blaiburg an denselben richtet. Wie war es nur möglich, denselben zu übersehen?!

IX. Capitel.

Der verlorene Ring.

Dein Eigen nenn'st du den Ring?
DAS RHEINGOLD.

»Hochgeborener und mächtiger
Herr und Fürst,
geliebtester und gnädigster
Gemahl!«

»Meine ewige und unveränderliche Liebe und Treue sei Euch in Demuth und Geflissenheit allezeit bereit! Euer letztes Schreiben, gegeben zu Venedig in der Torresella am 13. Februar, habe ich erhalten und beherzigt, darin Euere Herrlichkeit betreffs der Bewilligung meines Kommens nach Venedig schreibt, dass Euere Herrlichkeit bei Weitem lieber mein Kommen nach Venedig sähe, als die eigene Freiheit, sofern die letztere nicht durch einen guten Frieden bewirkt würde, und dies zwar aus mancherlei Rücksichten und Ursachen. Diese

Euere Meinung habe ich mit grösster Sehnsucht vernommen. Sie verlieh und verleiht noch immer den grössten Trost und Halt und grosse Zufriedenheit meinem heimgesuchten Herzen und meinem schwachen Leibe in diesem meinem schmerzensreichen Leben. Und wenn ich bedenke, dass Euere Herrlichkeit im Gefängniss ist und darin noch anderes Unglück und Ungemach erduldet und trotzdem so gütig, gnädig und wohlwollend meine Absicht, zu Ihr nach Venedig zu kommen, aufnimmt und nimmer meiner vergisst, so werde ich wahrlich dies in meinem ganzen Leben in der Seele bewahren und niemals das Wohlwollen Euerer Herrlichkeit vergessen. Und in Allem, was ich nur weiss und kann, werde ich es niemals an Allem, was Gott mir gegeben hat und geben wird, Euerer Herrlichkeit gegenüber fehlen lassen; und so biete ich mich Euerer Herrlichkeit als gute und treue Magd dar, und seid dessen gewiss, dass ich lieber Euch sehen und bei Euch sein möchte, als irgend ein anderes Ding dieser Welt besitzen.«

»Was meine schwere Krankheit anbetrifft, von der ich bisher gar sehr bedrückt wurde und noch werde, so thäten mir rühmliche Aerzte mit ihrem guten Rath gross Noth, in Sonderheit jene von Venedig, welche an Ruhm und That alle anderen übertreffen. Und auf ihren Rath hin, glaube ich, würde es mir gut thun, Wasser von Abano zu trinken, in der Hoffnung meine Gesundheit wiederzuerlangen. Wegen besagter drei Dinge habe ich an die Durchlauchtigste Signoria eine freundliche und demüthige Bitte und Anliegen gesandt und um freies Geleit gebeten, mit dem ich sicher nach Venedig zu Eurer Herrlichkeit kommen und bei Ihr eine Zeitlang unter gleicher Bewachung und Aufsicht, wie Sie selbst, bleiben, auch für meine grosse Krankheit Rath und Hülfe von jenen guten und geschickten Aerzten erlangen könne. Bisher ist mir dies aber von der Signoria nicht gestattet worden, wie ich glaube, bloss wegen ihrer grossen und mannigfaltigen Geschäfte; aber noch bin ich der festen Hoffnung und des guten Glaubens, dass die Durchlauchtigste Signoria in ihrer Allmächtigkeit mir diese Gunst und dies ehrliche Anliegen nicht verweigern wird.«

»Was den Ring anbetrifft« —

Ist es ein Sinnestrug? lese ich recht? träume ich? doch nein, da steht es: —

»was den Ring anbetrifft, gnädiger und geliebtester Gemahl, so sage ich, dass jener Ring, welchen Messer Zuan Stefano Maza erhalten hat, ein wenig enger gemacht werden müsste, als der alte Ring es war, und darauf jene Inschrift gesetzt werden soll, welche auf dem Zettel war innen und aussen am Ring — Worte, welche die Antwort geben auf jene Worte, welche auf dem anderen mir von Euerer Herrlichkeit gesandten Ring stehen, den ich bei mir habe. Und es verlangte mich, Euerer Herrlichkeit den Ring zu schicken, damit Sie aus Liebe zu mir und in meinem Gedenken ihn trage. Da aber hier kein guter Goldschmied sich findet, so bitte ich Euere Herrlichkeit, falls es Ihr so genehm, ihn dort machen zu lassen.« —

Ich starre auf die Zeilen — der Ring, der Ring! — ein neuer statt des alten verlorenen — die Inschrift —! Ich lese es noch einmal, zum dritten Male und kann es nicht fassen — meine Ahnung — Das Alles war ja nur ein Spiel der Gedanken — und nun, diese Bestätigung durch ihre eigenen Worte — es ist wahr und wirklich — — —

Mechanisch lese ich weiter:

»Weiter, gnädiger Herr und geliebtester Gemahl, dem entsprechend, was Euere Herrlichkeit mir schreibt, ich solle noch ein Paar Betttücher senden, damit sie gewechselt werden könnten, sende ich einstweilen ein Paar von jenen, welche zu Ihrem Feldbett gehören; sollten sie nicht passen, weil sie zu gross oder zu klein sind, so lasse es mich Euere Herrlichkeit wissen, damit ich Ihrem Wunsche entsprechend von den anderen sende, da ich weder die Grösse noch Länge des Bettes kenne. Item: ich habe Eurer Herrlichkeit in letzter Zeit ein Paar Beinlinge von schwarzem Tuch geschickt, die von grobem Tuch sind. Damals habe

ich keine besseren finden können, und falls Euere Herrlichkeit ein anderes Paar wünscht, so habe ich Messer Zuan Stefano Mazza Auftrag gegeben, auf Wunsch Euerer Herrlichkeit, Atlas, Sammet oder Damast und Tuch für ein Paar Beinlinge zu übersenden. Und deshalb wolle Euere Herrlichkeit mit ihm sprechen und mir Alles senden, damit ich etwas Schönes für Euere Herrlichkeit anfertigen lasse.«

»Ich sende auch mit Gegenwärtigem Euerer Herrlichkeit ein Schreiben von meinem gnädigen und geliebten Bruder Graf Ferdinand, und auch eines von Tomaso Socholeris, welches mir während meiner Krankheit in andere Briefe von Tomaso Socholeris verlegt worden war und erst jetzt von mir gefunden wurde.«

»Ich empfehle mich Euerer Herrlichkeit als meinem gnädigen Herrn und geliebtesten Gemahl mit aller Treue und Demuth, bittend, Sie wolle sich mit Klugheit mit diesem Ihrem Missgeschick trösten, denn der allmächtige Gott und die Zeit werden Alles zum guten Ende schicken.«

»Gegeben in Blaiburg, am 21. März 1515.«

»Gnädiger Herr und geliebtester
Gemahl!«

»Dafür, dass Euere Herrlichkeit mit eigener Hand mir geschrieben, um mich in aller meiner Heimsuchung und Schmerz zu erheitern, danke ich Euerer Herrlichkeit in aller Demuth und bewahre solche Worte Euerer Herrlichkeit immer in meinem Herzen, und bin von dem Troste, den Euere Herrlichkeit mir sendet, sehr erheitert. Und ich bitte Euere Herrlichkeit in allem Gehorsam und Freundlichkeit, sich zu erheitern und guten Muthes zu sein, denn ich setze in Wahrheit keinen Zweifel darein, dass unser Herrgott in seiner göttlichen Gnade alle Dinge auf eine gute Bahn leiten und zu Ende führen wird. Euere Tochter Anna Maria und die Schwester zugleich mit den anderen Jungfrauen empfehlen sich Euerer Gnade und Euere Herrlichkeit wisse, dass wir mit unseren Bitten für Euere Herrlichkeit unserem Herrgott anliegen.«

«Hiermit empfehle ich mich Euerer Herrlichkeit in der grössten Hoffnung, dass der allmächtige Gott uns zu grösster Freude bald zusammenführe. Wenn Euere Herrlichkeit Silber oder irgend etwas Anderes wünscht, so lasse Sie es mich wissen.«

»Apollonia,
Gräfin von Frangipani.«

»Auch, gnädiger Herr und geliebtester Gemahl, sende ich Euerer Herrlichkeit einen Kopfkissenüberzug, um welchen mich Euere Herrlichkeit gebeten, und ein Schreiben von meinem gnädigen Herrn und geliebten Bruder, dem Cardinal von Gurk.«

Auf freiem Felde, drei Meter tief unter der Erde, wird von Bauern ein Ring gefunden — nicht mehr als sechs Tage sind vergangen, seit er, von ihnen in die Marcusbibliothek gebracht, von mir erworben wurde, und die ganze Geschichte des Ringes ist enthüllt! Ich weiss, wer ihn geschenkt, wer ihn getragen, wann er verloren gegangen — ich kenne das vielbewegte, ausserordentliche Schicksal Derer, deren Liebe in diesem Reife ihr Symbol fand. Dreihundertachtundsiebenzig Jahre lag er verborgen in der Tiefe — und als er von Neuem an's Licht kam, musste er vom fernen Pordenone hierher in diesen stillen Studienraum gebracht werden, dass ein Deutscher seine Inschrift entziffern und von ihrem Zauber sich leiten lasse bis zur Entdeckung des Geheimnisses, das sie birgt!

Hierher in diesen Studienraum — ja! ist denn dieses nicht derselbe Palazzo ducale, in dem Christoph Frangipani als Gefangener leidenvolle Jahre zubrachte? In der Torresella — die Gedanken verwirren sich — — das Zimmer, in dem ich sitze, an der Ecke des Palastes, — wenige Meter über ihm war der Raum, in dem Christoph sich aufgehalten, in dem Apollonia die Gefangenschaft des Gatten theilte — — suchte der Ring die längst verschwundene Torresella? — Suchte er mich?

Der freundliche Berather, Graf Soranzo, beugt sich über mich und folgt meinem auf jene Stelle im Briefe der Apollonia deutenden Finger. Ich höre, wie er es liest:

»Was den Ring anbetrifft, gnädiger und geliebtester Gemahl, so sage ich, dass jener Ring, welchen Messer Zuan Stefano Maza erhalten hat, ein wenig enger gemacht werden müsste, als es der alte Ring war, und darauf jene Inschrift gesetzt werden soll, welche auf dem Zettel war innen und aussen am Ringe — Worte, welche die Antwort geben auf jene Worte, welche auf dem anderen mir von Euerer Herrlichkeit gesandten Ring stehen, den ich bei mir habe. Und es verlangte mich, Euerer Herrlichkeit den Ring zu schicken, damit Sie aus Liebe zu mir und in meinem Gedenken ihn trage. Da aber hier kein guter Goldschmied sich findet, so bitte ich Euere Herrlichkeit, falls es Ihr so genehm, ihn dort machen zu lassen.

So und nicht anders! Apollonia hat von Blaiburg aus an einen Venezianer, Namens Zuan Stefano Maza, der, wie auch aus dem Folgenden hervorgeht, ihre Aufträge für Christoph in Venedig ausführte, einen Goldreif geschickt. Derselbe soll den »alten«, also abhanden gekommenen Ring, den sie früher ihrem Gatten geschenkt, ersetzen. Da jener ältere Ring offenbar zu weit war, so dass Christoph ihn verlieren konnte, soll der neue etwas enger gemacht werden. Aber dieselbe Inschrift, die sich auf dem verlorenen befand, soll in ihn eingravirt werden. Graf Christoph soll durch Maza's Vermittelung, der ihm den neuen Ring bringt, die Anfertigung dieser Inschrift einem venezianischen Goldschmied übertragen, da Apollonia auf dem Lande keinen Meister zur Verfügung hat, der diese künstlerische Arbeit ausführen könnte. Also mit kurzen Worten: in der Gräfin Auftrag wird an Stelle des alten verlorenen Ringes ein ganz gleicher, nur etwas engerer neuer in Venedig angefertigt, welchen Christoph wie

den alten zu ihrem Gedenken tragen soll. Jener alte aber, den Christoph bei Prata verloren haben muss, ist der Ring, den ich am Finger trage. Unwillkürlich kommt mir die Notiz aus dem Diario von Pordenone wieder in's Gedächtniss, welche berichtet, wie der Frangipani vor Osopo am 15. Februar 1514, wenige Wochen bevor er nach Pordenone kam, eine Reliquie verlor, was ihm von schlimmer Vorbedeutung schien. Sollte der Chronist sich geirrt haben bei der Datirung des Vorfalles — war nicht eben jene verlorene »Reliquie« der Ring? Wie oft mag Christoph in seiner Gefangenschaft sinnend das Unheil, das ihn ereilt, in Zusammenhang mit jenen Ahnungen gebracht haben! Aber noch Weiteres giebt jene Stelle in Apollonia's Brief zu bedenken. »Die Inschrift,« sagt sie, »welche auf dem Zettel (poliza) war innen und aussen am Ringe.« Diese Worte gestatten zwei Auffassungen. Nach der ersten würde Poliza, eigentlich Zettel, nichts anderes bedeuten, als den Band- oder Zettelstreifen, der mit Buchstaben geschmückt ist. Wie hätte man sich das »innen« zu erklären? Die innere Wandung des Reifes ist glatt und trägt keinerlei Spuren einer Gravirung. Nun hat mir aber längst die nähere Betrachtung Eines ergeben: der Ring ist hohl und hat eine doppelte Wandung. Nicht allein die Wölbung nach aussen beweist dies, sondern auch ein kleines, in der inneren Laibung angebrachtes Loch. Das »Innere« bezöge sich demnach zweifellos auf die in solchem Hohlraum verborgene Rückseite der ornamentirten Aussenfläche. Neben der sichtbaren Devise: »Mit Willen dein eigen« enthielte der Reif demnach noch andere unsichtbare Worte und — höchst wahrscheinlicher Weise eine kleine Reliquie, derentwegen dann, wie dies öfters in jener Zeit der Fall war, der Ring überhaupt in dieser Form gemacht wäre. So begriffe es sich leicht, dass in der Chronik von einer Reliquie die Rede ist — mit dem Ring war die Reliquie verloren gegangen und in dem Verlust der letzteren gewahrte Christoph ein böses Anzeichen, was dem Chronisten bekannt geworden.

Die Versuchung ist gross! Soll ich die innere Wand lösen lassen, um diese versteckte Inschrift lesen, die Reliquie sehen zu können? Nein, und wiederum

Nein — nicht ich, dem durch ein Wunder dieser Reif anvertraut wurde! Wie vor einem Frevel schrecke ich davor zurück, das Geheimniss, welches ein liebendes Herz vor den Augen der Welt verborgen wissen wollte, zu enthüllen. Nicht ich — in dunklem, engen Raume eingesargt ruhe es, solange ich ihm zum Wächter bestimmt bin! —

Und zudem — es bleibt ja eine zweite Auffassung jener Stelle möglich, die vielleicht die richtigere ist. Interpungirt man nämlich in folgender Weise: »und darauf jene Inschrift gesetzt werden soll, welche auf dem Zettel war, innen und aussen am Ringe« so würde sich als Sinn ergeben: jene Inschrift, welche auf der Poliza war, soll aussen und innen an dem neuen Ringe angebracht werden. —

Noch einen Schritt weiter — den letzten — führen uns aber Apollonia's Worte: der Ring, den Frangipani bei Pordenone verlor, war ein Gegengeschenk, das sie ihm für einen ihr übersandten Ring machte! Wann dies geschehen, lehrt uns die Betrachtung des Reifes. Die ganz geringe, ja kaum wahrnehmbare Abnutzung der Oberfläche beweist, dass Christoph ihn nur sehr kurze Zeit, vielleicht nur wenige Monate, getragen. So wird es gewesen sein: als Christoph bald nach seiner Hochzeit, im Sommer 1513, sich von seiner Gattin getrennt und in den Kampf mit Venedig gezogen war, schickte er ihr aus der Ferne, seiner sich bei demselben zu erinnern, einen Ring, der eine Inschrift trug, und empfing darauf von ihr den Ring »Mit Willen dein eigen.« Diese Worte, — sie sagt es selbst — waren eine Antwort auf die Frage, die er als Inschrift auf den ihr geschenkten hatte graviren lassen.

Wie kann diese Frage gelautet haben? Was war ihr Sinn? Es kann kein Zweifel darüber sein! »Bist Du aus freiem Willen, nicht gezwungen, die Meine geworden?« — dies und nichts anderes muss der Inhalt der Frage gewesen sein. Aus des Kaisers Hand hatte Graf Christoph die Gemahlin empfangen — des Kaisers, der sie einst geliebt, von ihr geliebt worden war. Gehorchte

sie dem Wunsche ihres kaiserlichen Herrn oder folgte sie dem Drange ihres eigenen Herzens, als sie die Hand dem neuen Werber reichte?

Glückselige Stunde, da in vier inhaltschwere Worte gefasst die Antwort kam: »Dein, ganz Dein, aus freiestem Willen, aus tiefster Liebe Dein für alle Zeit!«

Unseliger Augenblick, da der Träger solcher Botschaft sich verlor! Sich verlor, — aber nur, um dem Beraubten nach kurzer Frist von unwandelbarer Treue ersetzt zu werden und, nach Jahrhunderten neu ans Licht getreten, späteren Geschlechtern zum Gleichniss ewiger Liebe zu werden!

Was gälte es nach allem Diesem nun noch zu suchen, zu ergründen? Es ist ja Alles an den Tag gekommen! Mit halber Aufmerksamkeit nur blättere ich in den bereits durchstudirten Bänden Sanuto's weiter, einen nach dem anderen vornehmend und in immer frühere Zeiten zurückgehend. Da bleibt mein Blick im fünften Bande an einer Stelle haften, der ich zuvor, wie es scheint, keine genügende Aufmerksamkeit geschenkt. Es ist jener kurze Bericht, den der venezianische Gesandte Alvise Mocenigo über die in Innsbruck 1503 gefeierte Hochzeit der Apollonia mit dem Grafen Lodron am 15. November giebt. Er lautet:

»Und er, der Gesandte, schreibt . . . . . , dass Herr Matthäus Lang, königlicher Secretair, ihm gesagt habe, dass er einen Bruder, Namens Johannes Lang, habe, der Goldschmied sei. Derselbe habe in Venedig Bankerott gemacht und 2000 Dukaten von dort mit fortgenommen. Derselbe bitte jetzt um einen Geleitsbrief, für vier Monate vom 1. Dezember an gerechnet gültig, und werde einiges Geld mitbringen, um sich mit seinen Gläubigern auseinander zu setzen.«

Und am 6. November desselben Jahres notirt Sanuto in sein Buch: »es wurde durch die Consiglieri für jenen Bruder des Matthäus Lang, Secretairs des römischen Königs, ein Geleitsbrief auf 6 Monate gegeben, damit er hierher nach Venedig kommen und mit seinen Gläubigern sich vereinbaren könne, gültig vom 1. Dezember an.«

Ein Bruder der Apollonia war Goldschmied! — wem anders wird sie den Auftrag zur Anfertigung des künstlerisch fein zu verzierenden Ringes gegeben haben? Und ist nicht meine erste Vermuthung gewesen, als ich die edle Arbeit sah, dass sie von der Hand eines Künstlers in Augsburg stamme? Eben dieser Johannes Lang war ja in jener Stadt zu Hause, »hat sich aber viel verhalten zu Venedig und ein Zentilomin genommen mit Namen Jacobina Trageschickh, ihr Vater war aus Croatien vertriben von Turkhen.« Gleich manchen seiner nordischen Kunstgenossen hat er sein edles Handwerk in Venedig betrieben — vermuthlich einer von jenen Deutschen, mit denen Albrecht Dürer während seines Aufenthaltes in Venedig 1506 im Auftrag des auf den Erwerb von Ringen und Steinen erpichten Wilibald Pirkheimer so viel zu verkehren hatte!

So wäre uns denn selbst das Letzte enthüllt: der Name des Künstlers, der mit feinem Stichel Ornamente und Buchstaben in den goldenen Reif gegraben!

Freilich, im vierzehnten Bande Sanuto's findet sich die Angabe, dass Johannes schon 1512 die Stellung eines Hofmeisters bei seinem Bruder, dem Cardinal, bekleidete; weiter, dass er als solcher mit Matthäus im Juli 1513 sich in Rom befand, und endlich, dass er gelegentlich der früher erwähnten Anwesenheit des Cardinals in Wien im Jahre 1515 auf dessen Wunsch zum Ritter geschlagen wurde: was Alles darauf hindeutet, dass Johannes schon um 1512 seinem ursprünglichen Beruf nicht ausschliesslich mehr lebte, sondern höhere Ziele verfolgte!

Wer aber möchte daran zweifeln, dass er, wie seinem Bruder, in dessen Nachlass »ain klains prauns pucksl darinnen das schön Diemantkreutzl von

Herr Hannsen Lang, ist ungevelich auf fünffhundert Gulden geteurt worden« sich befand, so auch der Schwester allezeit willig die Dienste seiner Kunst, die er sicher nie ganz verlernt und aufgegeben, angeboten habe — dass der Bruder es war, dem sie ihr Herzensgeheimniss anvertraute, in unvergänglicher Schrift es einzugraben »innen und aussen auf dem Band des Ringes« — des Ringes des Frangipani!

X. Capitel.

Getheiltes Leid.

Trauriges Dunkel trübt mir den Blick.
Die Walküre.

Die Verhandlungen des Königs von Frankreich mit Venedig über die Auslieferung Christoph's waren gescheitert, der günstige Augenblick war vorübergegangen, ohne ausgenützt worden zu sein, und der Gefangene sah in tiefer Niedergeschlagenheit ein neues Jahr, das vierte schon, seitdem er in des Feindes Hand gefallen, beginnen. Noch ehe das alte abgelaufen, hatte Apollonia, scheint es, aus Herzensnoth ein letztes Rettungsmittel suchend, ihrem Gatten den Gedanken eingegeben, an den Kaiser selbst zu schreiben. Nur die am 20. Januar 1518 eingetroffene Antwort ist uns erhalten.

Unseren edlen, lieben Getreuen
und Ergebenen
Christoph und Apollonia,
Graf und Gräfin von Frangipani,
Maximilian, von Gottes Gnaden
Römischer Kaiser etc.

Edle, liebe Getreue und Ergebene. Wir haben in Gnaden ohn' Unterlass grosses Mitleid und höchsten Kummer um Euerer so langen und harten Gefangenschaft willen getragen und desshalben immer und immer jede erdenkliche Mühe daran gesetzt und angewandt, Euch zu befreien oder wenigstens Euch die Gefangenschaft zu erleichtern und einen eines Edelmannes würdigen Aufenthalt zu verschaffen. Dennoch haben Wir dies, obgleich die Angelegenheit durch häufigste Verhandlungen und gute Mittel betrieben worden ist, nicht erlangen können, was Wir nimmer geglaubt hätten. Sintemal aber nunmehr die Dinge sich verändert und zu anderem Ziele, als es zuvor gewohnt war, gelangt sind, so hoffen Wir, Euch alle Beide in wenigen Tagen und umgehend von Euerem so grossen Leiden zu befreien oder wenigstens sicherlich Euch im Wesentlichen Erleichterung darin zu verschaffen. Dies thun Wir Euch kund zur freundlichen Nachricht und zu Euerem Troste, damit Ihr Euch zu beherrschen wisset, und Wir wünschen dringlichst, dass Ihr diese kurze kommende Zeit noch ohne Beängstigung ertraget, denn Wir sind Euch wohlgeneigt und bringen Euch Unsere gnädige Gesinnung dar.

Gegeben in Unserer Stadt Linz, am 28. des Monats December 1517, im 22. Jahr Unserer römischen Herrschaft.

Im besonderen Auftrage des Kaisers und Herrn,
im Namen des Königs
Rainer.

Das klang wohl trostreich, aber das Versprochene blieb aus, und Frangipani schrieb ein zweites Mal an den Kaiser. Des Letzteren Antwort traf am 31. März in Venedig ein.

Unserem edlen lieben Getreuen
Christoph Graf von Frangipani,
unserm Statthalter von Adelsberg und Kärnthen,
Maximilian,
von Gottes Gnaden erwählter Römischer Kaiser etc.
Edler und lieber Getreuer.

Wir haben Deine zwei Briefe empfangen und den ganzen Auftrag vernommen, den Du Unserem Diener Stefano Zeno ertheilt hast, welcher uns Alles mitgetheilt hat. Und wisse, dass Wir gnädiges Mitleid mit Deiner harten und langen Gefangenschaft haben und niemals geglaubt hätten, dass die Venezianer sich so hart gegen Dich verhalten würden, vielmehr aus Liebe zu Uns und aus Rücksicht auf die anderen dringlichsten und wichtigsten Angelegenheiten sich Dir milder und gefälliger erwiesen hätten. Da aber Nichts hiervon bisher geschehen, so hegen Wir die Hoffnung, dass binnen Kurzem eine für Dich fruchtbringende Entscheidung betrieben werden wird. Inzwischen wolle Dich wohl getrösten und in guter Hoffnung verharren, gemeinsam mit Deiner geliebten Gemahlin, welche bisher Dir in Treue Gesellschaft geleistet hat. Dies aber thun Wir Dir zu wissen, dass Wir die Angelegenheit der Bürgschaft, durch welche Du Deine harte Gefangenschaft nach dem, was Du kund giebst, zu erleichtern hoffst, gnädigst betreiben und keine Mühe sparen werden. Des Weiteren haben Wir 500 Rheinische zu Dein und Deiner besagten Gemahlin Unterstützung bewilligt und senden Dir, wie Du sehen wirst, einen Wechsel auf dieselben. Und wisse, dass Wir Deine lange und harte Gefangenschaft in gnädigem Gedenken behalten wollen, sowie auch die Umstände und den grossen Schaden, welchen Du und Deine treue Gefährtin aus solcher Ursach erlitten, auch das Leiden,

welches Deine erwähnte Gemahlin mit Dir getheilt, und dass Wir zu seiner Zeit und an seinem Orte Alles Euch wieder ersetzen und in Gnaden dafür Uns erkenntlich zeigen wollen, was Alles Wir aus Gnade Dir nicht haben verheimlichen wollen.

Gegeben in Innsbruck, am 11. März 1518, im 22. Jahre unserer Regierung.

Im Auftrage des Kaisers.
Im Namen des Königs.

Die erregten Gefühle Christoph's zu beschwichtigen, dazu war auch dieses Schreiben nicht angethan! Von Neuem erkrankte in jenen Tagen Apollonia. Am 30. April erhielt sie die Erlaubniss, zum zweiten Male die Bäder in Abano zu besuchen, wo sie mit dem Herzog von Ferrara zusammentraf. Begegnete sie damals vielleicht auch dem Luigi da Porto, welcher den Folgen der einst im friaulischen Kriege empfangenen Wunden durch den Gebrauch der heilkräftigen Wasser der Quellen in den Euganeen zu wehren suchte, für dessen an unerwiederter Liebe für seine holde »Feindin« Ginevra leidendes Herz es aber keine Heilung gab? Und wenn sie ihm begegnet, — hat er der hart heimgesuchten Frau, wie einst sein Diener ihm, schwermüthigen Trost durch die Erzählung vom Loose Romeo's und Julia's zu bringen gesucht?

Noch am 3. Juni war sie nicht nach Venedig zurückgekehrt. An diesem Tage, wie schon im Jahre zuvor, »gingen Graf Christoph und Rizzan unter guter Bewachung in den Saal der Bibliothek auf den Balcon, um die Frohnleichnamsprocession zu sehen, in Gesellschaft des Oberaufsehers der Gefängnisse, Ser Zuan Antonio Dandolo, und Beide waren in Seide gekleidet, und der Graf Christoph trug auf dem Haupt eine grosse Haube von Gold, und nachdem die Procession vollendet, kehrten sie in ihre Haft zurück.«

In den folgenden Wochen sollten die Friedensverhandlungen zwischen Deutschland, Frankreich und Venedig, deren Erfolg abzuwarten der Kaiser

seinen Getreuen vertröstet hatte, zu einem weiteren Vertrage führen. Am 31. Juli ward unter neuen Bedingungen ein fünfjähriger Waffenstillstand abgeschlossen. Einer der hauptsächlichsten Punkte in den Capiteln desselben betraf den Austausch und die Freilassung sämmtlicher Gefangener. Aller — nur der Eine: Christoph Frangipani war ausgeschlossen!

Der gegen Mitte August in Venedig publicirte Vertrag enthielt folgenden Paragraphen:

»Da aber der Graf von Frangipani, Gefangener des besagten Dogen und der venezianischen Herrschaft, schon lange vor Abschluss vorerwähnten Waffenstillstandes, genanntem Allerchristlichsten Könige geschenkt worden ist, so ist man übereingekommen, dass er auf Treu und Glauben hin freigelassen werden soll, aber versprechen müsse, als Gefangener am Hofe genannten Allerchristlichsten Königs zu bleiben.«

Nicht die Freiheit, nur ein Wechsel der Gefangenschaft stand dem viel Gequälten bevor! Apollonia war dem Gatten fern, als ihm sein Schicksal verkündet wurde. Von Woche zu Woche hatte sich ihr die Rückkehr von Abano verzögert, dessen Wasser seine heilende Wirkung verfehlte. Erst Ende August scheint es ihr möglich geworden zu sein, sich nach Venedig zu begeben, wo sie diesmal, auf Wunsch der Signoria, vielleicht auch ihrer Krankheit wegen, nicht in der Torresella, sondern im Palaste Dandolo's Aufenthalt nahm.

Was immer die Zukunft bergen mochte, der Frangipani hat die Entscheidung als eine Erlösung begrüsst. Endlich sollte er dieses verhasste Gefängniss, in welchem sein junges, starkes Leben in immer neuen Enttäuschungen sich verzehrte, verlassen — was kommen mochte, war gut im Vergleich zu der hier erlittenen Pein! Der 3. September war als Tag der Freilassung festgesetzt.

An diesem Tage grub Christoph in die marmorne Fensterbank des Raumes unterhalb der Torresella folgende, von Cicogna im Anfange unseres Jahrhunderts gelesene, jetzt durch eine Steinverkleidung verdeckte Inschrift:

. . . . . F . . . . . L · INCHLVSO · QUA · IN · TORISE . . . . FINA · TERZO | ZORNO · DE · SETEMBRO · DEL · M · D · XVIII · IO · CHRISTOFORO · FRANG | EPANIBVS · CHONTE · DE · VEGLIA · SENIA · ET · MODRVSA | ET · IO · APOLONIA · CHONSORTE · DE · SOPRADITO · SIGNIOR · CHONTE | VENE · FAR · CHONPAGNIA · A · QUELO · ADI · XX · ZENAR · MDXVI · PERFINA | SOPRA . DITO · SETEMBRO · CHI · MAL · E · BEN · NON · SA · PATIR · A · GRA | NDE · HONOR · MAY · POL · VENIR · ANCHE · BEN · NE · MAL · DE · QVI · PER · | SEMPRE · NON · DVRA ·

Auf Deutsch:

» . . . . eingeschlossen hier in der Torresella bis zum dritten Tage des September im Jahre 1518 Ich Cristoforo Frangepanibus, Graf von Veglia, Segna und Modrusa, und Ich Apollonia, Gemahlin des genannten Herren Grafen, kam ihm Gesellschaft zu leisten am 20. Jänner 1516 bis zu obengenanntem September. Wer Schlimmes und Gutes nicht zu dulden weiss, kann nimmer zu grosser Ehre gelangen. Auch dauert weder Gutes noch Schlimmes hier für immer.«

Die letzten fehlenden Worte am Anfang sind zu ergänzen: »Vom 9. Juli 1514 weilte . . . «. Nach Sanuto, der die Inschrift erwähnt, hätte Christoph aber auch ausserdem noch eingegraben, wie er gefangen genommen und in die Torresella geführt wurde. Und fügte der Venezianer hinzu: es waren im Ganzen 1518 Tage.

Aber der dritte September ist nicht der letzte gewesen, welchen der Graf im Dogenpalast zubringen sollte. Die Signoria beschloss es anders — noch war jener Giulio Manfron in der Gefangenschaft des Bernhard Frangipani. Der Condottiere Zuan Paolo Manfron beklagte sich laut, dass sein Sohn wider den Vertrag zurückgehalten, ja schlecht behandelt werde. Bernhard aber erklärte, denselben nicht ausliefern zu wollen, bis nicht das festgesetzte Lösegeld gezahlt

sei. Das Opfer solchen Zwistes wurde Christoph. Seiner Bitte, vor dem Colleg erscheinen zu dürfen, wurde am 19. September nachgegeben. »Aus der Torresella geführt, kam er in das Collegio, in neuen Sammet gekleidet, eine grosse Goldhaube auf dem Kopf. Er machte beim Eintreten grosse Verbeugungen, küsste dem Dogen die Hand und setzte sich neben ihm nieder. Er bedankte sich bei der Signoria für die gute Behandlung, die ihm zu Theil geworden, und entschuldigte sich für sein Vorgehen damit, dass er Feldherr im Dienste der Kaiserlichen Majestät gewesen, wie es ihm zugekommen wegen der Abhängigkeit seines Staates von derselben. Dann sagte er, dass nach den Satzungen des Waffenstillstandes die Gefangenen freigelassen werden müssten, und dass die Rectification von der Kaiserlichen Majestät ja eingetroffen sei, dennoch werde er noch im Gefängniss gehalten. Er flehe die Signoria an, ihn frei zu lassen: Zuan Paolo Manfron, dessen Sohn Julio Gefangener sei, verlange seinen Sohn, wolle aber nicht, dass er (Christoph) befreit werde. Jener aber sei frei, sobald die Ausgaben gezahlt wären. Darüber wurden dann viele Worte gemacht und beschlossen, man solle Lösegeld nach Kriegsgebrauch zahlen. Dann bat Graf Christoph um die Erlaubniss, seine Gattin besuchen zu dürfen, welche nach ihrer Rückkehr vom Bade nicht in die Torresella zurückkehrte, sondern in ein Haus in der Calle di le Rase, wofür sie Miethe zahlt, ging, wo sie sich jetzt befindet. Und sie ist schwer krank gewesen, befindet sich aber jetzt gut. Und hierauf wurde ihm keine Antwort gegeben. So beurlaubte er sich und kehrte in die Torresella zurück. Auch der Hauptmann Rizzan, der frei gelassen werden sollte, sei noch in dem Gefängniss der Gabioni. Besagter Christoph sagte Nichts davon, dass er nach Frankreich geschickt werden solle, obgleich er dies wusste. Auch der Doge sagte ihm Nichts hierüber.«

Wieder vergingen Wochen — die Kraft des Grafen war gebrochen. Am 13. October meldete Dandolo: »dem Grafen Christoph geht es seit zwei Tagen sehr übel, er leidet an Schmerzen in der Seite. Seine Frau, die Gräfin, ist bei ihm. Er fleht die Signoria an, ihn freizugeben und in ein privates Haus zu

bringen, um sich zu heilen, gemäss den Satzungen der Treuga, auch habe er den im Bankhause der Pisani für das Lösegeld Julio Manfron's ausgestellten Schein empfangen und seinem Vater geschrieben, ihn loszugeben. Er selbst sei krank und könnte nicht mehr droben bleiben.« Schon wollten der Doge und viele Andere seinen Wunsch bewilligen, aber »Ser Luca Trun der Consigliere wollte es nicht, sagte: Christoph gebe die Krankheit bloss vor.« Zwei Aerzte wurden zu ihm geschickt und diese verordneten ihm Arzneien. »Er ist ganz verzweifelt, sieht, dass er nicht befreit werden kann, und quält sich sehr.« Und als am 14. October nach erneutem Besuch die Aerzte befragt wurden, gaben sie zur Antwort: »er hat heftige Schmerzen, die einzig durch Gemüthsverstimmung, Melancholie etc. veranlasst sind. Dann, als sie hinausgegangen waren, berichtete Zuan Antonio Dandolo von einigen Worten, welche der Graf ihm gesagt, ihn bittend, er solle nicht mehr seines Amtes obliegen, denn bis Sonntag werde er, Christoph, es noch ertragen, wenn er dann aber nicht befreit sei, wolle er ans Fenster gehen und schreien und dann mit dem Kopf gegen die Wand rennen und sterben, da er unrechtmässig wider den Inhalt der Satzungen gefangen gehalten werde, und alle Anderen seien freigelassen worden. Darob kam es zu grosser Discussion. Das Collegio zeigte sich geneigt, den Grafen loszulassen, aber der Consigliere Ser Luca Trun gerieth in Zorn und gebrauchte ungehörige Worte. Da legte Ser Zuan Antonio Dandolo sein Amt nieder, mit den Worten, er wolle sich nicht mehr zum Narren halten lassen — und so that er es auch.« Von Neuem wurden Doctoren zu Christoph geschickt, der von seinem Arzt: Magister Domenico Monopoli, einem Bruder des als Professor in Padua angestellten Monopoli, gepflegt wurde. An demselben Tage wurde Rizzan seiner Haft entlassen.

Es war zum Aeussersten gekommen — der Gefangene, krank, verzweifelt, war zum Rasenden geworden. Das Schlimmste stand zu befürchten! Dandolo, der hochverdiente Mann, welcher sieben Jahre lang mit Weisheit und Gerechtigkeit die Oberaufsicht der Gefängnisse geführt und so vollständige Ordnung ge-

halten hatte, dass während dieser ganzen Zeit unter 1203 Gefangenen nicht auch nur das Geringste vorgefallen war, weigerte sich, weiterhin die Verantwortlichkeit zu tragen und trat seine Stellung an zwei provisorisch ernannte Secretäre ab. Er kannte Christoph's unbändigen Charakter und zweifelte nicht, dass derselbe, jeder Besinnung beraubt, seine Drohung in irgend einer Weise wahr machen werde.

»Am 29. October, als der Rath der Zehn versammelt war, um die dreiundzwanzigste Stunde kam eine der Wachen des Grafen Frangipani, bei dem seine Gemahlin weilt, und meldete, sie hätten Eisen brechen, und zwar mit einer geräuschlosen Feile feilen hören. Sofort wurde der Secretär des Rathes der Zehn, Zuan Batista di Adriani, mit den Hauptleuten dorthin geschickt, und sie fanden am Rundfenster, welches auf die Brücke oder besser die Piazza schaut, die Eisen zersägt, so dass dieselben einfach wegzuziehen waren. Aus der Oeffnung hätte sich der Graf mit einem Strick hinunter gelassen und wäre entkommen, hätte man es nicht rechtzeitig entdeckt. Adriani verbrachte mit Prüfen und Notiren dort zwei Stunden, befahl dann der Gemahlin, das Gefängniss zu verlassen, und schickte sie in ihre Wohnung, wo er auch ihre Frauen unter Bewachung in Haft halten und sie über den Plan ausfragen liess. Und nachdem er die Wachen und Hauptleute dort gelassen hatte, kehrte besagter Secretär zum Rath der Zehn zurück und berichtete Alles. Und wäre es nicht bemerkt worden, so wäre noch in dieser Nacht der Gefangene entkommen . . . . . Die Häupter der Zehn stellten hierauf den Process darüber an, wer die Eisen dem Grafen gebracht und auf welche Weise er hätte entfliehen wollen. Die Berathung dauerte bis spät in die Nacht.«

Wenngleich missglückt, hatte der Fluchtversuch doch die eine Folge, dass die Signoria sich entschloss, die Angelegenheit des Frangipani möglichst schnell zu regeln: am 3. November fragte sie beim König von Frankreich an, was zu geschehen habe. Zwei, dem Wortlaut nach nicht erhaltene Briefe vom Kaiser und Cardinal von Gurk, welche Christoph ermahnten, guten Muthes zu sein und

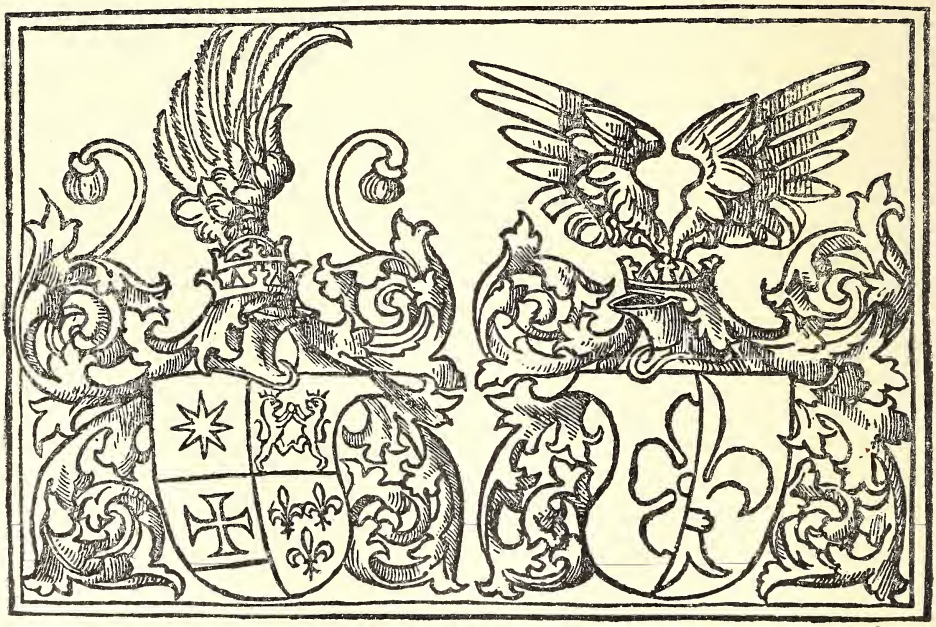
willig der ehrenvollen Haft am französischen Hofe, wo für ihn gesorgt werden solle, sich zu unterziehen, besänftigten die fiebrische Erregtheit des schwer geprüften Mannes. Derselbe erklärte sich in einer Unterredung mit dem Gesandten Frankreichs bereit, den Wünschen des Königs Folge zu geben, und empfing dafür die Zusicherung baldiger Entscheidung. Dabei kam auch wieder Julio Manfron's Auslieferung zur Sprache, die an dem Verlangen des Grafen Bernhard, das Lösegeld von 800 Ducaten in baarer Münze zu erhalten, noch immer gescheitert war. Es wurde ein Uebereinkommen getroffen, wonach 400 Ducaten sogleich, die andern 400 aberr gezahlt werden sollten, sobald Julio im Friaul angekommen sei.

Am 3 December traf endlich die Antwort Franz' I. ein. Derselbe billigte die strenge Bewachung Christoph's, die seit dem Fluchtversuch angeordnet war, da dieser gegen den vom König von Spanien gefangen gehaltenen Marschall von Navarra ausgetauscht werden solle. Er solle unter Gewährleistung der Treue nach Mailand an Monseigneur von Lautrec, französischen Statthalter in der Lombardei, und zwar zunächst nach Crema, wo er abgeholt werden solle, gesandt werden. Am 19. December langt Julio Manfron in Padua an, und am folgenden Tage wird Christoph in eine heimliche Sitzung des Rathes der Zehn gerufen, wo ihm die Entscheidung mitgetheilt wird. Mit den nöthigen Anordnungen, welche auf die Kunde, dass achtzehn deutsche Reiter und andere Bewaffnete sich bei Noal mit der Absicht, den Grafen zu entführen, zeigten, geändert werden mussten, vergehen die letzten Tage des Jahres 1518.

Am 2. Januar erscheint Apollonia vor dem Dogen, »welche, seitdem sie aus der Torresella von ihrem Gatten, der entfliehen wollte, getrennt worden war, in der Calle de le Rasse in dem Palazzo Dandolo wohnt. Sie kam, begleitet von einigen ihrer Frauen, nahm ihren Platz neben dem Dogen und liess eine Bittschrift verlesen. Sie bat, die Signoria wolle ihr gestatten, in der Torresella mit ihrem geliebten Gemahl Mittags und Abends zu speisen, um ihm die Hand zum Abschied reichen zu können, bevor er fortgehe. Und so wurde es

ihr durch das Collegio zugestanden, und sie ging in die Torresella, um bei ihm zu bleiben und schlafen, denn er wird in allernächster Zeit nach Mailand gebracht werden.«

Am Abend des 5. Januar sagten Christoph und Apollonia droben in der Torresella sich Lebewohl. So war es endlich, endlich so weit gekommen: nach vier und ein halb Jahren qualvoller Haft öffneten sich die Pforten des Gefängnisses! Dorthin nach Westen, von wo die Sonne, die Lagunen, Kirchen und Paläste vergoldend, der meergeborenen Stadt ihren Abschiedsgruss entsandte, lag der Weg, den der Frangipani zu gehen hatte. Führte er zum Heile, zum Verderben? — Im Dunkel versank Venedig, die Nacht brach herein — Apollonia's Entschluss war gefasst!



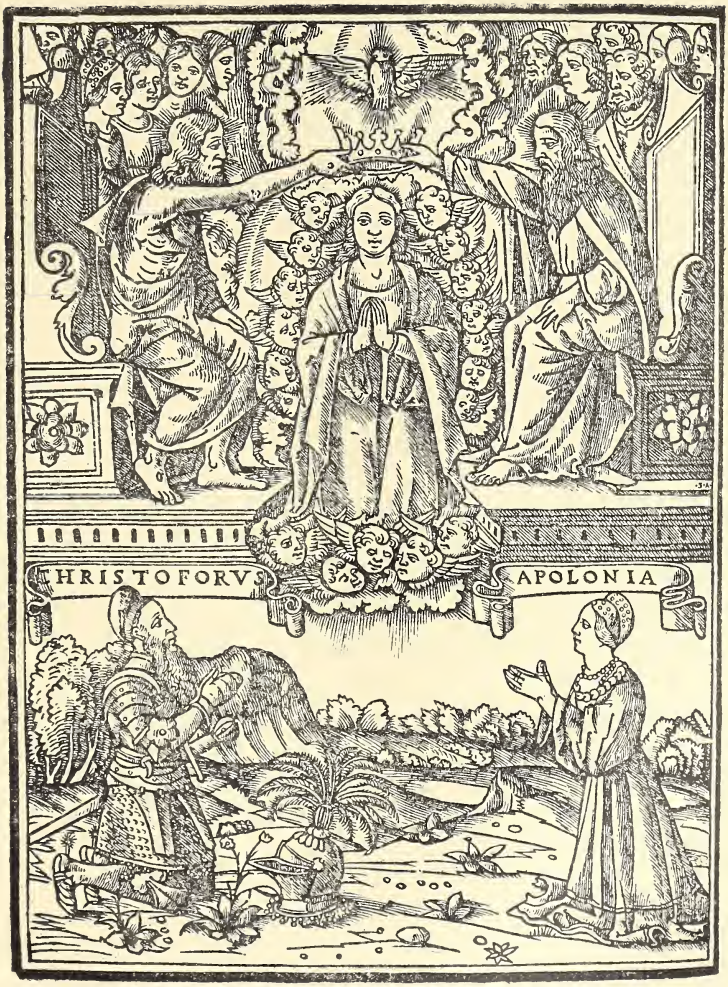
»In der eer der aller häiligsten, unerschaffenen, almächtigen, ungetäilten dreivaltigkäyt Got desz Vaters got desz suns got desz heiligen geists Und der aller säligsten junckfrawen Maria der rainen gottes gepererin und allen gottes häiligen ist disz aller lob wirdigest petbuoch die syben Zeit von latein zuo deutsch gemacht, angesehen dassz nit ein jedlichs mensch Die kunstreich beriempt lateinisch sprach versteet, bevor in deutschland daselb nit gewondhait ist, frawen pild in irer jugent sollich sprach zuo lernen, Dadurch fil andechtige menschen ir andacht nach iren begeren nit gäntzlich noch velliklich verbringen mügen. Nam dem sye mit dem hertzen nit vernemen was sye mit dem mund aussprechen. Darauff ist zuo mererung götlichen lobs Diesz deutsch brevier von dem römischen latäinischen brevier gerechtvertiget und auszgezogen mit guoter gemäiner deutsch gedeutschet und nach rechter warer ordnung der römischen kirchen verordnet und IIII hundert biecher gedruckt worden auff kosten und verlegung desz hochgebornen herren herren Christofferen von Frangepan fürst und graff zuo Zeng vögel und madrusch: mit samp seiner gnaden liebsten gemahel frawen Apollonia.

Zuo der Zeit alls der allerdurchleichtigest grossmechtigist unuberwindtlich fürst und herr herr Maximillian römischer käiser ain krieg wider den Senat von venedig gefuert hat. In wellicher käiserlichen majestat diensten der hochberuempt graf zuo beschirmung irer käisserlichen mayestat gräntzen und ortflecken Durch unfal mit dem pferd einen unglicklichen fall empfangen und gelitten und also zwischen gradisch und gärtz von dem kriegsfolck der herrschaft von Venedig gefangen und zuo Venedig in ainem kercker oder gefängnüsz (genant dorasel) gehalten. Von dem V tag Junii Im XV hunderten und XIIII jar bisz auf den letsten tag octobris desz XV hunderten und XVIII jars, Welliche zeit seiner genaden gefängnüsz bisz auff dissen tag drey und fünftzig monat minder V tag beschlüszt. Und noch in gefäncknüsz gehalten. Bey wellichem die löblich grefin seiner gnaden gemahel zuo besunderem getrewen beystand In hart verschlossner gefängnüsz XXII monat durch erlaubnüsz der herschafft zuo Venedig gewesen und gewont hat. Darauf ist mer gemeltz grafen und grefin

höchstz bit und begeer Durch gotz willen zuo allen denen, Und einem yetlichen in sunderhäit, die von got dem allmächtigen gnad haben dissz aller kostparlichest und nutzperlichest gebet zuo betten, ir bäider in euwer andacht gegen der allerhöchsten, ewigen, göttlichen majestät nit vergessen zuo pitten Umb vergebung irer sünd, Verleichung götlicher gnaden, Erledigung der gefängnüsz Und ewige ruowe allen kristgläubigen seelen. Amen.«

Dies ist die Vorrede, welche sich auf dem ersten Blatte eines der seltensten Werke aus der Blüthezeit der venezianischen Buchdruckerkunst: dem bei Gregorius de Gregoriis im Jahre 1518 erschienen »deutsch-römischen Brevier« befindet. Nur wenige Exemplare desselben sind bis auf unsere Zeit gekommen und von einigen wenigen Bibliophilen gesehen und in ungenügender Weise angeführt worden. Eines derselben, welches im Nationalmuseum zu Budapest aufbewahrt wird, war es mir vergönnt, Dank dem liebenswürdigsten Entgegenkommen der Direction dieser Sammlung, eingehend studiren zu können. Es ist ein starker Band von über sechshundert Blättern, in schönen gothischen Lettern roth und schwarz gedruckt, mit zehn vollseitigen Holzschnitten von der Hand der in diesen Zeiten berühmtesten Illustratoren in Venedig, zwölf Randeinfassungen, ebensovielen das Calendarium zierenden Kopfleisten mit den Monatsdarstellungen und zahlreichen figürlichen Initialen geschmückt. Ueber dem Vorwort befinden sich neben einander das Wappen der Frangipani's und dasjenige der Lang's von Wellenberg. Auf dem ersten grossen Holzschnitt aber, der gegen Schluss des Buches wiederholt ist, sieht man unterhalb der in der Höhe dargestellten Krönung der Maria zwei anbetende Gestalten: Christoforus und Apollonia!

Ein starker Mann mit mächtigem langen Vollbarte, in voller Rüstung, auf dem Haupte die deutsche Haube, ist der Frangipani auf die Knie gesunken; neben ihm auf dem Boden steht der grosse federumflatterte Helm. Apollonia erscheint in schlichter Gewandung, eine goldene Kette um den Hals; ihre Hand ist mit Ringen geschmückt. Mit wenigen, aber charakteristischen Strichen hat



Krönung der Maria
mit Christoph und Apollonia Frangipani
Nach dem Holzschnitt im deutsch-römischen Brevier von 1518.

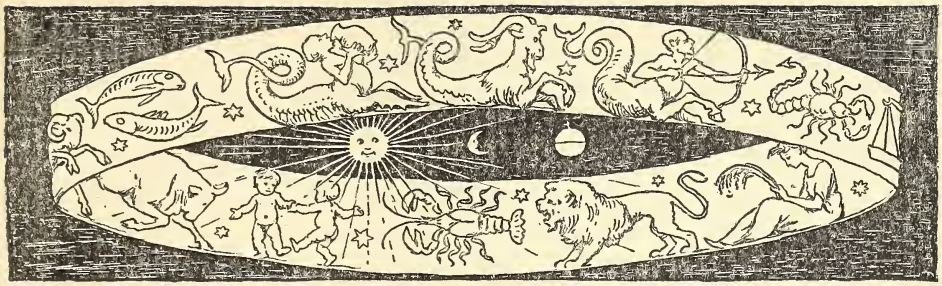
der Künstler die Gestalten, wie er sie vor sich in der Torresella erschaute, wiedergegeben, der Phantasie des Betrachters es überlassend, die schlichten Umrisse sich auszumalen und mit Leben zu erfüllen.

Das Einzige, was ausser diesem Holzschnitt eine directe Beziehung zu den Stiftern des schönen Werkes aufweist, ist eine mehrfach gegebene Zierleiste, welche den Erlöser zwischen den Halbfiguren der Heiligen Christoph und Apollonia zeigt.

Drei Jahre später als das Gebetbuch, welches Kaiser Maximilian von Schönsberger in Augsburg drucken und von Dürer mit Randzeichnungen verzieren liess — Randzeichnungen, in denen unter den wenigen dargestellten Heiligen auch die hl. Apollonia eine Seite gewidmet erhalten hat —, ist auf »Kosten und Verlegung« des Grafen das Brevier veröffentlicht worden, es wird aber nicht gesagt, wer die Verdeutschung des lateinischen Textes, welche in Sonderheit den deutschen Frauen zu Gute kommen sollte, gemacht hat. Ist sie die Arbeit Christoph's selbst gewesen, die Beschäftigung, durch welche der Gefangene während dreiundfünfzig Monaten die schweren Gedanken sich zu vertreiben und zugleich der Gnade Gottes sich würdig zu erweisen suchte? Man möchte es gerne glauben: aus der Torresella wäre dann Christoph's mühe- und liebevolle Arbeit in die Hände des Barfüssermönches Jakob Wyg von Colmar gewandert, der sie corrigirt und für den Druck fertig gestellt hat. Denn so heisst es am Schlusse des Breviers:

»Ein end hat das deutsch römisch brevier, welliches ausz dem lateinischen römischen brevier noch rechtem woren gemäinen deutschen (durch kosten dessz obgemelten edelen hochgebornen hern hern Christofel von Frangepan fürst und graff zuo Zeng Vegel und Madrusch etc. Mit sampt seiner hochberuempten gnaden eelichen gemahel fraw Apollonia wolberuempte aller wirdigiste Gräffin zuo Frangepan: gerechtfertiget und auszzogen und zuo drucken verordnet ist) Welliches auch durch den andechtigen geistlichen bruoder Jakob wyg barfueser ordens von kolmar mit sunderem fleisz gecorigiret, quottiert und in ein solliche

ordnung gesetz ist. Gedruckt und sälicklichen mit guotem fleissz vollendet zuo Venedig durch den erberen meister Gregorium de gregoriis. Im Jar nach christi unsers herren geburt dausend V hundert und XVIII Jar am letsten dag dessz monats Octobris. Darumb wir lobsagen und danck würcken der unerschaffenen unbegreifflichen allmächtigen und aller häiligsten dreiäinigkeit, got dem vater, got dem sun und got dem häiligen geist, Der da ist und der da was und der da künfftig ist, dem sey glory lob und eer von welt zuo welt. Amen.«



XI. Capitel.

»Bereit, das Aeusserste zu dulden!«

Da bleicht die Blüthe,
Das Licht verlischt.
DIE WALKÜRE.

HEUTE Morgen, am 6. Januar 1519, reiste der Graf Christoph Frangipani, der während 1813 Tagen als Gefangener in der Torresella war, ab, und seinetwegen sind der Luogotenente des Herrn Janus von Campofregoso und dessen Compagnie nach Padua gekommen, um ihn sicher nach Crema zu geleiten. Und er wurde mit den Barken des Rathes der Zehn nach Lizzafusina gebracht. Seine Frau ging mit ihm in einer anderen Barke bis Lizzafusina, wo sie Abschied von ihm nahm. Der Graf aber, in Padua eingetroffen, wird in einer mit vier Pferden bespannten Sänfte weiter-

geführt werden und wird es bequem haben. Bei seinem Scheiden schenkte er den Führern und anderen Bediensteten der Barken Trinkgelder, und gestern Abend sandte ihm im Auftrage des Collegio die Signoria den Zuan Batista di Adriani, Secretair im Rath der Zehn, um ihm gewisse gute Worte zu geben, er solle heiteren Muthes nach Frankreich gehen, und an dem, was geschehen, sei allein der Krieg Schuld gewesen. Er erwiderte hierauf, er sei immer ein guter Diener dieses Staates gewesen, und bedankte sich bei der Durchlauchtigsten Signoria für die gute ihm erwiesene Behandlung etc. Er verabschiedete sich diesen Morgen um die dreizehnte Stunde und als er fortging, dankte er Zuan Antonio Dandolo, der die Wache über ihn und die anderen Gefangenen gehabt. Welcher ser Zuan Antonio ihm einen goldenen Ring mit einem Türkisen und einer Inschrift darum: »spes mea in Deo est« schenkte — ein Spruch, der sein Motto ist und sich an mehreren Orten in der Torresella geschrieben findet, weil er ihn sehr werth hielt.«

Von Padua aus, wo ihn Marc Antonio Loredan ehrenvoll aufnahm, wurde Christoph über Vicenza nach Verona geleitet. Hier empfing er den Besuch des Sohnes des Podestà, Stefano Magno, in Brescia den des venezianischen Vicars, so dass er, wie er selbst dankend der Signoria schreibt, auf der Reise die beste Gesellschaft hatte. In Crema verabschiedete sich der Luogotenente des Campofregoso, Jacomo Spinola, von ihm, nachdem er ihn den Abgesandten des Marschalls von Lautrec übergeben, die ihn nach Mailand brachten. Im Castello, diesem von den Visconti's gegründeten, von Francesco Sforza und Lodovico Moro ausgebauten und künstlerisch geschmückten Sitz der Mailändischen Herrschaft, wurde ihm von Lautrec sein Gefängniss angewiesen, und von Neuem begann die Qual vergeblichen Hoffens auf endliche Befreiung, welche trotz der Verwendung des Königs von Ungarn beim französischen Hofe sich nicht verwirklichte. Monat auf Monat verrann!

Und Apollonia?

Eine einzige kurze Nachricht Sanuto's — und Alles ist von ihr gesagt

»Am 4. September starb in Mailand Madonna Apollonia, Schwester des hochehrwürdigsten Cardinals von Gurk, und Gemahlin des Grafen Christoph Frangipani, welcher als Gefangener im Castell von Mailand war, und die Gattin war ihm dorthin gefolgt; und ihre Leiche wurde in einen Sarg gelegt und hierher nach Venedig gesandt, und dann weiter auf dem Landwege nach Friaul gebracht, um in einem Castell des Grafen, genannt ..... in der Nähe von Capodistria begraben zu werden.«

»Bereit das Aeusserste zu dulden, um nur bei ihm zu sein« — sie hatte ihr Versprechen erfüllt! Kein Wort ist über diese Lippen gekommen, das nicht lautere Wahrheit war, kein Gedanke hat in dieser Seele gelebt, den nicht die Liebe eingegeben!

Sie starb bei ihm! Der letzte Athemzug ihres schmerzensreichen Lebens war das Bekenntniss ewiger, unveränderlicher Treue, das letzte Lächeln dieser leidensvollen Züge die selige Zuversicht, dass für die Liebe es kein Sterben giebt.

Kein Sterben, Apollonia! — aus dem Schooss der Erde, die Deinen müden Leib empfing, erhob in Reinheit und in Schönheit sich Dein Geist zu neuem Licht, und Deine Liebe lebt in allen Herzen weiter, die seine Sprache vernahmen:

Myt Wyllen Dyn eygen!

Neun Monate früher, am 12. Januar 1519, war in Wels plötzlich und unerwartet der Kaiser gestorben. Graf Christoph war kaum von Venedig geschieden, als Apollonia diese Kunde erhalten haben muss. Ein letzter Versuch, Frieden und Einigkeit durch Sicherung der kaiserlichen Gewalt in Deutschland herzustellen, hatte das Ende der Thätigkeit Maximilian's bezeichnet. In dem-

selben Augsburg, in welchem er im Jahre 1500 seine Klagen vor die Stände gebracht, waren 1518 dieselben versammelt worden. Hoffnung und Jugend waren seitdem vergangen. — »Mir ist auf der Welt keine Freude mehr!« — das waren die Worte, in denen die trübe Stimmung eines in allen seinen hochfliegenden Plänen enttäuschten Fürsten Ausdruck fand. Des Streites und des Lebens müde, hat er in einsamem Augenblicke längstentschwundene Bilder vor seine Seele zurückgerufen? — Gedachte er des Liebezaubers, der einst in den Mauern dieser Stadt ihn umstrickt? Ein blosser Schatten der Erinnerung nur noch, — nichts weiter —, der in die todesmatte Seele fiel. Was ihm geblieben aus alten Tagen, war nur die treue Freundschaft jenes Mannes, dessen Rath ihn durch so lange Frist unverändert begleitet hatte. Der Cardinal Matthäus Lang war seinem kaiserlichen Herrn auch während des Augsburger Reichstages zur Seite! er half ihm im vergeblichen Kampfe gegen den Uebermuth der Reichsfürsten, bei den Bemühungen um Herstellung gesetzmässiger Zustände, bei den Verhandlungen über die Erbnachfolge Karl's V. Vielleicht auch ist er es gewesen, der Maximilian von den missglückten Versuchen des Cardinals Cajetan, den zum ersten Mal angesichts von Kaiser und Reich seine Thesen behauptenden Mönch von Wittenberg zum Widerruf zu bewegen, unterrichtete — in welchem Sinne, ist unschwer zu errathen! Was ging den Liebling Leo's X., den Beschützer aller freien humanistischen Künste, das »Mönchsgezänk« an? »Was Conscientia?« Viel wichtiger als alle Ablassthesen waren ihm die zur Verherrlichung seines Kaisers von den Gelehrten des Hofes ersonnenen allegorischen Darstellungen des »Triumphwagens« und der »Triumphpforte», die von Albrecht Dürer, Hans Burgkmair und anderen Künstlern in Holz geschnitten wurden, und seine Aufträge an den grossen Nürnberger Meister, der schon im Jahre 1515 die von Stabius entworfenen »Hemisphären« und die »Weltkarte« dem Cardinal gewidmet, das Wappen desselben, sowie zwei die Kreuztragung symbolisirende Zeichnungen für ihn entworfen hatte (im British Museum). Ist es nicht auch der für die neu erstehende heidnische Welt begeisterte Cardinal gewesen, für

welchen Dürer, der, nach Augsburg gekommen, den Kaiser Maximilian »hoch oben auff der pfaltz in seinem kleinen stüble künterfett hatte«, jenes heute in der Münchener Pinakothek aufbewahrte Gemälde der Lucretia, welches die Jahreszahl 1518 trägt, ausgeführt hat? Ein, diese in der damaligen deutschen Kunst selten behandelte Darstellung zeigendes Tafelgemälde wird in dem Inventar des Matthäus Lang zugleich mit einer »nackhenden Venus und Cupido« unter allem dem reichen Besitz von Edelsteinen, Perlen, Ringen und kostbaren Stoffen angeführt!

Zwischen der Welt, welche ein Kirchenfürst wie dieser, der sein Zimmer mit Bildern der Venus und der Lucretia schmückte, vertrat und jener, welche Luther aus tiefer Seelennoth heraus gestaltete, war eine unüberschreitbare Kluft. Wer Augen zu sehen und Ohren zu hören hatte, dem musste dieser Reichstag von Augsburg es offenbar machen. In Stürmen, welche alle Vesten im Grunde erschütterten, ging eine alte Zeit zu Grunde — mit ihr der letzte deutsche Ritter und Kaiser!

»Als Kayser Maximilian«, so wird erzählt, »mit Anfang des 1519. Jahres tödtlich erkrankte, verlangte er gar sehnlich auf seinem Todbette den ihm so lieb gewesenen Cardinal noch einmal zu guter Letzt zu sprechen, allein es wurde demselben von den missgünstigen Hofbedienten nicht ausgerichtet.« Die Worte, welche Dürer auf den, nach der in Augsburg gemachten Zeichnung des Bildnisses Kaisers Maximilian gefertigten Holzschnitt zu setzen hatte, lauteten: »Der Teur Fürst Kayser Maximilianus ist auff den XII. tag des Jenners seins alters Im LIX Jar seligklich von dyser Zeyt geschaiden Anno domini 1519.« Die Klage des verwaisten Humanistenkreises aber fasste im »Weisskunig« Max Treizsaurwein in den Worten zusammen: »Wie ain sonder kuniglich erlich Gemuet hat dieser jung weiss Kunig gehabt! Er ist ain Anweiser aller kunftigen Kunigen und Fursten, das sy die kuniglich und furstlich Gedächtnus unterhalten und waren.«

Die Nacht war hereingebrochen — vereinsamt, verlassen selbst von Ihr, hat Christoph Frangipani die Stunde verwünscht, die trügerisch ihm Freiheit versprach, um ihn das ganze Elend der Gefangenschaft erst empfinden zu machen. Was war die Melancholie der Torresellahaft gegen die unerträgliche Qual, die er in diesen Tagen und Wochen im Castell von Mailand erlitt! Alle Bande seines Lebens waren zerrissen. Kaiser Maximilian, sein kaiserlicher Herr, Apollonia, sein guter Engel, waren nicht mehr. Dass er vom Cardinal von Gurk, obgleich derselbe als Botschafter Karl's V. bei dessen Wahl in Frankfurt thätig war und, kurze Zeit darauf zum Erzbischof von Salzburg ernannt, der Gunst des neuen Kaisers sich erfreute, keine Hülfe mehr zu erwarten hatte, zeigte ihm die abschlägige Antwort, welche Karl dem König von Frankreich ertheilte, als Letzterer von Neuem den Vorschlag machte, den Gefangenen in Mailand gegen den Marschall von Navarra auszutauschen.

Allein, ganz auf sich selbst angewiesen, beschloss der Frangipani, auf die Gefahr des Unterganges hin sich selbst zu helfen!

Am 17. October wird im Collegio zu Venedig die Nachricht verlesen: »Graf Christoph, im Einverständniss mit zwei Dienern des Castellans von Mailand, Monseigneur de Mondragon, hat sich von der Mauer des Castells herabgelassen an jener Seite, wo gewisse Mühlen sind, welche mit dem Mahlen Lärm machen, hat zugleich mit besagten Dienern den Graben passirt, und sie sind alle Drei entflohen, man weiss nicht wo, noch nach welcher Seite hin.« Sieben Tage später wird gemeldet, dass er mit den zwei Dienern über die Berge her unversehrt nach Arco und damit in Sicherheit vor den Verfolgern gelangt ist. Am 5. November trifft er in Postoyna ein, wo er mit grossem Jubel und unter den Salven der Geschütze empfangen wird.

Nach mehr als fünf Jahren Trennung begrüsste der Frangipani, der Freiheit zurückgegeben, die Heimath wieder! Freudenfeste geleiteten ihn in den Kreis seiner Familie, in die Mitte seiner Getreuen, auf die alten Stammsitze seines Geschlechtes in Croatien. In glücktrunkenem Augenblicke mochte ihm Alles

unverändert, Alles zurückgegeben erscheinen — bis er an stillem, geweihten Orte vor kaum geschlossener Gruft empfand, dass ihm das Beste seines Lebens für alle Zeiten unwiederbringlich genommen sei! —

Noch einmal richtete er den Blick auf die Vergangenheit zurück: in einem Schreiben an die Signoria von Venedig bat er, ihm freies Geleit zu gewähren, um ein in trüben Tagen der Madonna von Chioggia abgelegtes Gelübde erfüllen zu können — eine Bitte, die ihm verweigert wurde —, dann wandte er sich einem neuen Leben zu! Von zwölf Reitern begleitet, erschien er im Februar 1520 in Augsburg, wo er seinen Schwager Matthäus Lang aufsuchte und diesem die Anliegen, die er an den Kaiser hatte, vortrug. Mit dem Titel eines Feldherrn von Kärnthen und Krain kehrte er heim. Was wir während der folgenden Zeiten von ihm erfahren, erweckt den Eindruck, als wären die verflossenen fünf Jahre mit allen ihren Erfahrungen spurlos an ihm vorübergegangen. An der Spitze seiner Croaten ist er ohne Unterlass unterweges, das venezianische Grenzgebiet belästigend, die Einfälle der Türken, bald als Freund, bald als Feind derselben, zur Erweiterung seiner Macht ausnutzend, Unruhen erregend, wo immer er erscheint, im Stillen aber ehrgeizige Pläne schmiedend, zu deren Verwirklichung alle diese kleineren Unternehmungen nur das Vorspiel sind.

Das Gute, welches der Bund mit einer edlen Frau in ihm geweckt, es hatte seinen Ausdruck in langem über ihm verhängten Leiden gefunden. Mit dem Verluste ihrer Liebe, so wollte es sein Schicksalspruch, erkaufte er die Freiheit! Von keiner Macht mehr gezügelt, lässt er fortan, den heissen Trieben seiner Leidenschaften verfallen, im Taumel sich fortreissen, dem unentrinnbaren Verhängniss eines frühen, gewaltsamen Endes entgegen!

XII. Capitel.

Christoph's Ende.

Dein Engel fleht für dich
an Gottes Thron!
TANNHÄUSER.

Ein weiter Spielraum war in den zwanziger Jahren des XVI. Jahrhunderts in dem von Partheiungen zerklüfteten, von den Einfällen der Türken unablässig bedrohten Königreich Ungarn allen ehrgeizigen Plänen und Unternehmungen gewährt. Seit dem Tode Matthias Corvin's und der Thronbesteigung des Königs Wladislaw II., welcher die Herrschaft von Ungarn mit derjenigen Böhmens verband, war das Land nicht zur Ruhe gekommen. Der von einer nationalen Parthei als Kronprätendent aufgestellte Sohn des Matthias, Johann Corvin, welcher seinem Bündniss mit den Frangipani's später durch seine Heirath mit Graf Bernhard's Tochter, Beatrix,

Ausdruck gab, war freilich nicht stark genug gewesen, seine Rechte durchzusetzen, aber ein anderer, grösserer Nebenbuhler, der Habsburger Maximilian, wusste, nicht ohne Hülfe jener von Corvin's Parthei zu ihm übergegangenen mächtigen croatischen Grafen, seinen Ansprüchen gewichtigen Nachdruck zu verleihen. Sein Einfall in Ungarn hatte im Jahre 1492 den Vertrag zur Folge, nach welchem er zum Erben des Königs Wladislaw's ernannt wurde, falls dieser ohne Kinder sterbe.

In den langandauernden Kämpfen mit zahlreichen Magnaten des Reiches, unter denen Stephan Zapolya das Banner der nationalen Idee erhob, gewann fortan der König den einstigen Rivalen Johann Corvin zum Bundesgenossen, der, eine Zeitlang als Ban von Croatien und Slawonien mit wechselndem Glücke gegen Zapolya und die Frangipani's thätig, im Jahre 1496 der wachsenden Macht seiner Gegner weichen musste und weiterhin seine Aufgabe vorzüglich im Krieg gegen die Türken fand. Ein Jahr nach seinem Tode 1505 wurde Johann Zapolya, der Sohn Stephan's, auf einem nationalen Reichstag, welcher das Princip aufstellte, dass kein ausländischer Fürst in Ungarn mehr regieren solle, als König ausgerufen. Grosse Hoffnungen verknüpften sich mit diesem eigenmächtigen Schritte der unzufriedenen Grossen, doch sollte derselbe zunächst nur die Veranlassung zu einem innigeren Bündniss zwischen Maximilian und Wladislaw werden. Ersterer, seine Ziele unentwegt verfolgend, verlobte seinen Enkel Ferdinand mit der Tochter Wladislaw's, Anna, und fasste, als kurze Zeit darauf im Jahre 1506 dem Könige ein Sohn, Ludwig, geboren wurde, fernere Pläne ins Auge, die erst 1515 durch die von Matthäus Lang bewirkte Verheirathung Ludwig's mit Maria, der Enkelin des Kaisers, ihre Verwirklichung fanden. So hatte Maximilian von zwei Seiten her die ungarische Erbschaft den Habsburgern gesichert, und die unabhängig Gesinnten unter den Ungarn schauten mit Empörung und Sorgen in die Zukunft.

Ein Regentschaftsrath verwaltete nach Wladislaw's 1516 erfolgtem Tode in Ludwig's Namen die Regierung und führte die von 1521 an Jahre lang

ununterbrochen fortgesetzten Kriege gegen Soliman II. Damals war Belgrad von demselben genommen worden, drei Jahre später drohte der Stadt Jaitza das gleiche Schicksal. Der furchtbaren Gefahr zu begegnen, beschloss man, in Eile ein Heer auszurüsten, welches die von Peter Keglevich und Blasius Csery vertheidigte Stadt entsetzen sollte, und stellte an die Spitze desselben den Grafen Christoph Frangipani, der mehr als irgend ein Anderer der verantwortlichen Aufgabe gewachsen schien. Ein Jahr früher noch hatte derselbe sich genöthigt gesehen, in einem öffentlichen Schreiben an den Papst, welches, als »Oratio ad Adrianum Sextum Pont. Max.«, vermuthlich im Jahre 1523, gedruckt, mir in einem im British Museum zu London befindlichen Exemplare bekannt wurde, seinen Vater von dem Verdachte heimlichen Einverständnisses mit den Türken zu reinigen, indem er die Verdienste und das Alter seines Geschlechtes rühmte, nachwies, dass dasselbe mit Recht seine schon von König Matthias willkürlich verletzten Ansprüche auf Segna gewaltsam aufrechterhalte, und schliesslich den Papst um Geldunterstützung gegen den Erbfeind des Christenthums anging. Nun ergriff er mit Freuden die längst erwartete Gelegenheit, auf den Schauplatz entscheidender Thaten hervorzutreten und in die Geschicke des Ungarnreiches handelnd einzugreifen. In schnellen Märschen führte er, von den Banen von Croatien: Franz Batthyány und Johann Carlowitsch begleitet, 16 000 Mann vor Jaitza und befreite durch einen Sieg über die Türken die Festung. Als Retter Ungarns gepriesen, erhielt er zum Danke von König Ludwig den Titel eines Beschützers von Dalmatien und Croatien.

Doch diese Auszeichnung erschien dem ehr- und machtsüchtigen Manne zu gering. Er verlangte das soeben erledigte Priorat von Vrána für sich. Als ihm dieses verweigert und dem Johann Tahy übergeben wurde und derselbe Tahy kurze Zeit darauf zum Ban von Croatien ernannt wurde, kündigte er, in seinem Stolze verletzt und in seinem Streben gehindert, dem undankbaren Könige die Treue und erklärte sich für Johann Zapolya, dessen mächtigster Helfer er von da an ward.

Von jeher aber waren es nicht nationale politische Ideen, sondern nur persönliche Interessen gewesen, welche für die Beschlüsse und Handlungen der Frangipani's bestimmend gewesen waren, und Christoph blieb den Traditionen seines Geschlechtes treu. Als am 12. Mai 1525 der Reichstag auf dem Rákos eröffnet wurde, war unter den zu heftigsten Debatten führenden Vorschlägen auch derjenige, dem Frangipani das von ihm geforderte Banat und jenes Priorat zu übertragen. Ludwig's Unschlüssigkeit in diesen wie in allen anderen Angelegenheiten bewog die versammelten Adligen, den Reichstag aufzulösen, eine Maassregel, welche den Hof und Staatsrath in grösste Verwirrung versetzte. »Während die Einen strenge Maassregeln vorschlugen,« so erzählt Ignaz Aurelius Fessler in seiner »Geschichte von Ungarn«, »riethen die Andern zur Nachgiebigkeit. Darüber geriethen der Erzbischof Szalkay und Christoph Frangipani in so heftigen Wortwechsel, dass der Erzbischof den Grafen beim Barte ergriff, dieser dem Reichsprimas mit geballter Faust ins Angesicht schlug. Der König kam dazu, gebot Frieden und liess, vom Clerus bestürmt, Frangipani in den stumpfen Burgthurm festsetzen. Schon nach drei Tagen erhielt Frangipani die Freiheit wieder, führte die königlichen Truppen nach Croatien und verproviantirte Jaitza, welches die Türken umschwärmten« — eine muthige That, von welcher Christoph seinem »theuersten Freunde« Zuan Antonio Dandolo in Venedig in einem ausführlichen, von Sanuto wiedergegebenen Schreiben Nachricht giebt, — »trat jedoch bald darauf in Erzherzog Ferdinand's Dienste.«

Von der zügellosen Leidenschaft dieses croatischen Magnaten war Alles zu befürchten — das hatten der König und seine Rathgeber einsehen gelernt. Sie benutzten daher die am 5. Juli desselben Jahres in Hatvan stattfindenden Verhandlungen mit Zapolya's Parthei, Christoph's Verlangen zu gewähren: ihm sowohl das Priorat als das Banat zu geben. Bei dem unablässigen Streite der Partheien aber, deren wechselnder Sieg den Wechsel im Besitz aller Aemter mit sich führte, konnte es auch der Frangipani zu keinem dauernden ruhigen Besitz des ihm Versprochenen bringen, und von Neuem richtete sich sein Groll gegen die herrschende Regierung.

Im Frühjahr 1526 entschloss er sich, zu Ferdinand zu gehen. Die »Diarii Udinesi« von Leonardo und Gregorio Amaseo erzählen, wie er bei diesem Unternehmen einige Tage auf venezianischem Gebiete festgehalten, bald aber wieder freigelassen wurde. Gregorio berichtet: »Der Graf wurde von Herrn Cesare de la Bolpe, Bruder des Gouverneur Herrn Taddeo, hierher nach Udine in sein Haus in Puscollo gebracht. Ich, Gregorio, von dem Gouverneur eingeladen, speiste an jenem Abend mit Jenem und besagtem Grafen Christoph, und wir unterhielten uns trefflich über verschiedene Dinge, unter Anderem auch über Martin Luther, welcher, wie der Graf erzählte, in Sachsen eine Aebtissin von hoher Abkunft geheirathet hat, welche besagtem Luther 3000 Dukaten zur Mitgift gebracht hat und Aebtissin eines sehr reichen Klosters war. Und ich lernte in dem Grafen eine höchst würdige Persönlichkeit kennen.«

Christoph scheint seine Reise zu Ferdinand aufgegeben zu haben, seinen Groll aber musste König Ludwig im unglückseligsten Augenblicke empfinden: mit furchtbarer Macht fielen im Jahre 1526 die Türken in Ungarn ein. Graf Nicolaus Salm, welcher den Oberbefehl des Heeres gegen sie übernehmen sollte, entschuldigte sich mit seinem Alter, und der Mann, der fähig war, ihn zu ersetzen: Graf Christoph, zum Schaden des allgemeinen Besten seinem persönlichen Rachegefühl nachgebend, liess auf sich warten. In solcher Noth wurde Tomory mit der Führung betraut. Schon waren die Türken von Belgrad nach Peterwardein gekommen und hatten dieses am 15. Juli genommen. Der König begab sich selbst nach Tolna und entschloss sich erst jetzt, Johann Zapolya zu berufen. Zugleich ging der Befehl an Christoph, unverzüglich zur Hülfe zu nahen. Dieser, sowie Georg Zapolya, der Bruder des Johann, und Paul Tomory wurden zu Hauptanführern bestimmt. Indessen erstere Beide sich aufmachten, zum Könige zu stossen, hatte dieser sein Lager in der Nähe der feindlichen Armee in Mohács aufgeschlagen. Zu spät kamen die Abgesandten Frangipani's und Zapolya's, hiervor zu warnen, und auch ihre Bitte, unter keinen Umständen vor ihrer Ankunft sich in eine Schlacht einzulassen, verhallte ungestört von Tomory, welcher,

ohne Rücksicht auf den Mangel an Zucht unter seinen Soldaten und auf die drohende Gefahr, tollkühn die Türken angriff. Seine Schuld war es, dass der 29. August zu einem der unseligsten Tage der ungarischen Geschichte wurde. In blutiger Schlacht erlitten die Ungarn eine entsetzliche Niederlage: König Ludwig selbst mit zahlreichen Edlen seines Reiches fand seinen Untergang. Sultan Soliman konnte in ungehindertem Siegeszug bis Ofen gelangen.

Hätte Tomory nur wenige Tage gewartet, so wäre Graf Christoph, der am Tage der Schlacht schon bis Agram gelangt war, zu ihm gestossen, und das Aeusserste wäre vielleicht vermieden worden. Vielleicht! denn es kann fraglich erscheinen, ob der Frangipani, der ganz besondere Absichten hegte, denselben nicht näher zu kommen vermeinte, wenn er, statt das Unheil abzuwenden, dasselbe ausnutzte. In der allgemeinen Verwirrung sah er den Augenblick gekommen, seine Ueberlegenheit zu zeigen: er war der Einzige, der Soliman an der Verwerthung seines Sieges zu hindern wusste: durch einen beschleunigten Marsch nach Stuhlweissenburg trug er das Meiste dazu bei, die Türken zum Rückzug zu bewegen! Durch solch' energisches Auftreten und durch die milde Unterdrückung eines Bauernaufstandes in Slawonien steigerte er das Ansehen, welches er hier genoss, so sehr, dass ihn die Städte Slawoniens zum Regenten und Beschützer ihres Landes und der ungarischen Gespannschaften Szala, Sümeg und Baranya erwählten. In dieser Stellung, auf eine nicht unbedeutende Macht gestützt, beobachtete er den Conflict, welcher nach dem Tode König Ludwig's zwischen den zwei Bewerbern um die Krone: Ferdinand I. und Zapolya ausgebrochen war. Welches seine geheimen Pläne waren, kann nicht zweifelhaft sein: sein brennender Ehrgeiz, von seinen Anhängern genährt, erstrebte die Königskrone Ungarns für ihn selbst!

Von solchen Gedanken beseelt, hielt er es zunächst für geboten, ohne Parthei zu nehmen, die Entwickelung der Dinge zu verfolgen, bis ihm der günstige Augenblick für sein eigenes Eintreten gekommen schiene. Zapolya, der bereits am 14. October in Tokay von einer Versammlung der Stände zum Könige

erkoren worden war, hatte am sichersten Ferdinand's Absichten durch seinen der verwittweten Königin gemachten Heirathsantrag zu vereiteln geglaubt. Als Maria aber, ihrem Bruder getreu, dies Anerbieten zurückwies, bemächtigte er sich schnell entschlossen der Krone und nahm Stuhlweissenburg und Gran in Besitz. Am 8. November eröffnete er in ersterer Stadt den Reichstag und liess sich von demselben am 10. Juni zum Könige wählen. Wieder der Einzige, welcher Zapolya mit Erfolg entgegenzutreten fähig erschien, war Christoph Frangipani. An ihn wandte sich die Königin, die zugleich Manifeste gegen den Ursurpator erlassen, mit der dringenden Bitte, sich nach Haimburg zu ihrem Bruder zu begeben. Nach einigem Zögern beschloss der Graf, der Aufforderung Folge zu leisten, und machte sich nach Pressburg auf, wo er Ferdinand rieth, seinerseits einen Reichstag nach Komorn zu berufen und — an demselben Tage, an welchem Zapolya zum Könige ernannt wurde — die Bedingungen für seine Hülfeleistung stellte. Er verlangte die Stellung eines obersten Feldherrn, die Bürgschaft vollen Ersatzes seiner Besitzungen im Falle eines Verlustes derselben und die Ernennung des Agramer Bischofes Simon Erdödy zum Erzbischof von Gran. Ferdinand, welcher nicht mit Unrecht eine Gefahr darin sah, dem kühnen und rücksichtslosen Croaten allzugrosse Macht zu gewähren, verweigerte diesen Forderungen das sofortige Zugeständniss, welches Jener verlangte. In zorniger Aufwallung verliess Christoph Pressburg und begab sich mit dem Erdödy nach Stuhlweissenburg, wo er endgültig auf die Seite Zapolya's trat, der ihn zum obersten Feldhauptmann machte, ihm die einst von Johann Corvin besessenen croatischen Herrschaften, so wie das Priorat von Amanien versprach und 20 000 Gulden überwies. Klüger als Ferdinand verstand er es so, den Grafen an sich zu fesseln, doch traute er den Absichten desselben ebensowenig als der Habsburger, und ging, von geheimen Befürchtungen gewarnt, auf Christoph's Vorschlag, Ferdinand unverzüglich anzugreifen, nicht ein. Wusste er doch aus längerer Erfahrung, dass sein neuer Bundesgenosse nur eigenen Zwecken nachging und zudem einen geheimen Hass auf die Ungarn hatte, der in einem

Schreiben, welches Christoph an den Bischof von Segna nach der Schlacht von Mohács richtete, deutlichen Ausdruck in folgenden Worten fand: »Dieser Schlag war heilsam, denn hätten die Ungarn den Sultan besiegt, wer würde weiter unter ihnen haben leben, wer zwischen ihnen bleiben können, und welche Grenzen hätte ihr Hochmuth gekannt?«

Noch gab die Königin Maria den Versuch, Graf Christoph zu gewinnen, nicht auf. In einem Schreiben lud sie denselben ein, zu dem von ihr berufenen Reichstag, welcher die Wahl Ferdinand's bestimmen sollte, zu kommen. Sie schrieb in lateinischer Sprache:

1526. November 23.

»Würdiger und Edler etc. etc. Der Reichstag, den wir zugleich mit dem Herrn Palatin nach alter Gewohnheit des Reiches zu feiern, nach Komorn ausgeschrieben haben, steht bevor, da er aber wegen vieler Hindernisse an besagtem Orte nicht abgehalten werden konnte, ermahnen wir Euch, gewisslich auf den sechsten und siebenten Tag des nahe bevorstehenden Festes der heiligen Jungfrau Catharina Euch nach Posonyi zu begeben, um mit uns und mit den Herren, Prälaten etc. über alle nothwendigen Angelegenheiten, welche mit der Wiederherstellung der Freiheit, der Vertheidigung und des alten Ruhmes der Ungarischen Nation und mit der Wiedereroberung der in diesen Jahren durch die Türken eingenommenen Burgen zu thun haben, zu verhandeln. Wir wissen, dass Ihr Euer Vaterland, sowie die öffentliche und private Freiheit liebt, und daher danach handeln werdet. Gegeben zu Posonyi am Tage des Festes des seligen Papstes Clemens. Im Jahre des Herrn 1526.«

Und in Deutsch ist hinzugefügt: »P. S. Graf Christoph! Unser Begehren ist, ihr wollt unserer Abred nach und Ewer Verwilligung zu diesem Rakusch kommen, wenn ihr dadurch der Christenheit und diesem Land nicht eine kleine Gutheit dadurch erzeigen werd: ich will solches in allen guten und gnädigen Willen gegen Euch und den Ewern zusammt meinen Herrn Bruder erkennen.«

»Maria Kunigin.«

Auf so ungewisse Versprechungen einzugehen, war Christoph der Mann nicht. Die am 16. December vorgenommene Wahl Ferdinand's fand auf dem vom Frangipani ausgeschriebenen Landtag Slawoniens, auf welchem die Gespannschaften Agram, Warasdin und Kreuz vertreten waren, keine Bestätigung. Vielmehr wurde hier Johann Zapolya zum König ausgerufen: nur musste sich Christoph eidlich verpflichten, zwischen den Königen einen Vergleich herzustellen. Dagegen hatte sich der Landtag Croatiens schon früher, am 1. Januar, in offener Opposition gegen den Grafen, für Ferdinand erklärt. Welcher Feindschaft Christoph im eigenen Heimathslande sich ausgesetzt sah, zeigt das von den Ständen an den Habsburger gesandte Schreiben, worin es heisst:

»Euere Majestät geruhe auch, uns Hülfe gegen die Drohungen des Waiwoden Grafen Christoph von Frangipani und seiner Anhänger zu gewähren; nicht weil wir uns etwa vor besagtem Grafen fürchten, dem wir sehr wohl zu widerstehen vermögen . . . . . wir verfolgen denselben nur wegen seiner offen gegen das Erlauchteste Haus Oesterreich zur Schau getragenen Undankbarkeit, obgleich er von Demselben so viele Wohlthaten empfangen.«

Indessen die zwei Könige, ohne offenen Krieg zu beginnen, ihre Partheien zu verstärken versuchten, Ferdinand durch Verhandlungen mit Sigmund von Polen und Zapolya durch Anknüpfung von Beziehungen mit dem Papst, Frankreich und Venedig, fielen Ende Januar der Frangipani und der Ban Franz Batthyány in Steyermark ein, an Stelle politischer Discussionen die Waffen sprechen zu lassen. Bei der vollständigen Unthätigkeit aber, in welcher Zapolya verharrte, konnte die Unternehmung, welcher die Königin zudem durch Beeinflussung Batthyány's entgegenarbeitete, keinen wirklichen Erfolg haben. Auch ein am 17. März abgehaltener Reichstag, auf welchem Christoph erschien, brachte den Conflict der Entscheidung nicht näher. Die von den Türken drohende Gefahr hinderte Ferdinand an dem Entschlusse, durch offenen Krieg die ihm von Kaiser Karl V. definitiv übertragenen Rechte auf Böhmen und Ungarn geltend zu machen. — Die Unschlüssigkeit Johann's erschien seinen energischen

Anhängern höchst gefahrbringend: in einer Versammlung hatte Christoph Frangipani dieser Meinung offenen Ausdruck gegeben. »Da durch Gottes Willen, o König, Deine Majestät durch die Stimmen Aller, welche Dir Treue geschworen, die königliche Würde erlangt hat«, so giebt Johannes Zermegh den Wortlaut seiner Rede wieder, »so meine ich, dass diese Würde gleich im Anfang tapfer zu wahren und zu vertheidigen sei. Du hast eine nicht zu verachtende Menge Soldaten, und es ist kein Zweifel, dass Ferdinand ex professo Dein Feind sein wird; ich würde rathen, dass Du sogleich Dein Lager bei Tata aufschlügest und mir gestattest, nicht mehr als 4000 Soldaten auszuheben, mit denen ich geradeweges in Oesterreich einfiele und mit Feuer und Schwert nach allen Seiten hin wüthete: auf solche Weise würde ich es zu erreichen glauben, dass dein Gegner gar nicht den Muth, Dir zu schaden, fände, sondern vielmehr durch Gesandte Dich um Frieden bäte.« Worauf der König erwiderte: »Ich weiss, o Graf, dass dies der Weg ist, Fürstenthümer zu erlangen und zu wahren, ja Kaiser- und Königreiche zu erwerben, und dass hierbei jederlei Feindseligkeit und Grausamkeit ausgeübt werden muss: ich aber, als ein Christ, will weder noch kann ich so furchtbar gegen Solche, deren Religion auch die meine ist, wüthen und mit christlichem Blut meine Hände beflecken: der Gott, welcher mich auf solche Höhe erhob, ist, wenn es so sein Wille ist, stark genug, mich ohne alle Grausamkeit auf ihr zu erhalten; wenn es aber nicht so sein soll, so geschehe, was seiner Göttlichen Majestät gefällt.« »Und so ward nicht ohne Entrüstung des Grafen, der ein leidenschaftlicher und nach Krieg begieriger Mann war, die Versammlung aufgelöst.«

»Verhängnissvoller Irrthum,« ruft der alte ungarische Geschichtsschreiber Istúanffy aus: »hätte König Johann dem Rathe Christoph's gefolgt, so wäre es besser für ihn gewesen!« Mit dem Christenglauben des Frangipani war es freilich anders als mit dem Zapolya's bestellt! Monate vergingen: ein von Sigmund von Polen aus versuchter Ausgleich zwischen den Rivalen erzielte keine Einigung. Zapolya hatte in einem Serben, Jován, genannt der Schwarze,

welcher von seinen Landsgenossen als Prophet und Herrscher verehrt wurde, einen Bundesgenossen gesucht, fand aber bald in demselben, der sich durch grosse Versprechungen von Ferdinand gewinnen liess, einen neuen Gegner. Dies veranlasste ihn, am 2. Juli ein Bündniss mit Franz I. von Frankreich und Venedig abzuschliessen. Der »schwarze Mann« erlitt eine Niederlage, und Ferdinand beeilte sich, seinem in Serbien befindlichen Unterhändler Hobordansky Aufträge zu ertheilen, welche dem Abfall Ján's vorbeugen sollten. »Er zeigt dem Hobordanski am 9. Juli 1527 an, dass ein Sendling des Königs von Frankreich und Graf Christoph Frangipani zum »Chaan Nanada« gehen wollen. Er solle dafür sorgen, dass Diese und ihre Leute gefangen und ausgeliefert oder, wenn das nicht angehe, weggeräumt, niedergemetzelt oder auf andere Weise zum Tode gebracht würden.«

Auf so geheime, schmähliche Weise suchte sich Ferdinand seines gefürchteten Gegners zu entledigen. Des Grafen Christoph Tode sollte dem zu gleicher Zeit mit einem Heere gegen Zapolya ausgerüsteten Feldherrn Johann Katzianer seinen Weg erleichtern. Wenn nur Christoph nicht mehr vorhanden, so war auf Sieg zu hoffen, ja zu rechnen. Aber jener geplante Meuchelmord ist — wir wissen nicht, aus welchen Ursachen, — nicht geglückt, und Ferdinand musste auf schwere Kämpfe gefasst sein. Mitte Juli wurde der Krieg öffentlich erklärt, in welchem der Oberbefehl des gegen Zapolya geschickten Heeres dem Markgrafen Casimir von Brandenburg übergeben wurde. Zapolya's Muthlosigkeit ermöglichte unerwartet schnelle Erfolge. Schon am 20. August konnte Ferdinand in Ofen einziehen. Franz Batthyány trat auf seine Seite, viele seiner Anhänger verliessen den sich flüchtenden Zapolya. Nicolaus Salm, der Nachfolger des verstorbenen Markgrafen Casimir, verfolgte ihn und erfocht am 26. September bei Tokay einen entscheidenden Sieg. — An demselben Tage entschied sich auch das Schicksal des Grafen Christoph!

Der neuerdings auf die Habsburgische Seite übergegangene Ban Batthyány hatte den Oberbefehl über das gegen den Frangipani gesandte Heer erhalten.

Mit ihm verbanden sich einige längst auf des Letzteren wachsende Macht eifersüchtige Magnaten: Ban Johann Graf von Korbarien, Peter Keglevich, die Zriny und Blagay. Auf Christoph's Seite standen Tahy und Bischof Brodarics. Batthyány hatte sein Lager in der Nähe von Warasdin aufgeschlagen, von wo er sich bei Annäherung des Feindes nach Ormos zurückzog. Graf Christoph rückte vor Warasdin, welches, von Ferdinand dem Palatin Báthory übergeben, durch dessen Hauptmann Kecskés vertheidigt wurde, und begann die Belagerung. Ob ihm auch jetzt, wie dereinst vor Osopo, ein Zeichen böser Vorbedeutung erschienen? — Seine Stunde war gekommen! Ein Augenzeuge, Johannes Zermegh, hat uns die letzten Ereignisse und das Ende dieses vielbewegten Lebens in einer lateinischen Chronik geschildert.

»Als wir nach Slawonien gekommen waren, fanden wir in der Stadt S. Georg, welche, nahe der Drau gelegen, dem Erlauchten Herrn Johannes Ernest, genannt Hampon, gehörte, den Grafen Christoph von Frangipani, wie er Truppen, sowohl Vornehme als Bauern, gegen die deutsche Parthei sammelte. Es folgten ihm einige, dem Könige Johann getreue Magnaten, wie Johannes Bánffy, Johannes Tahy, Petrus Marcus von Kerékszállás und eine grosse Anzahl hervorragender Edlen. Während er das Heer zusammenzog, begab ich mich in meine Heimath, die ich seit einigen Jahren nicht mehr gesehen. Der Graf, der eine Menge von ungefähr 10 000 Landleuten zusammengebracht hatte und ausserdem über dreitausend Reitern befahl, begann den Krieg gegen die Rebellen seines Königs Johann, indem er zunächst Ludwig Pekry, der ihn gereizt hatte, angriff. Er eroberte und zerstörte dessen Castelle Precrecz, Custeriocz, Szentlélek und Rascinia. Während der Graf hiermit beschäftigt war, sammelte sich auch die Parthei Ferdinand's unter dem Feldherrn und Franz Batthyány, mit welchem auch viele Herren Magnaten der Königreiche Croatien und Slawonien, wie Johann Carlovich, Peter Keglevich, Zriny, Zluvy, Blagay und andere sonderliche Edle in den Kampf zogen. Auch hatte er nicht zu verachtende deutsche Hülfstruppen aus Steyermark und Kärnthen zu sich herangezogen. Der Graf, als er von den

Zurüstungen der Feinde vernommen, zögerte nicht, sondern ging ihnen entgegen, in heissem Verlangen, die Entscheidung, so schnell es nur möglich, durch eine Schlacht herbeizuführen. Er hatte sein Lager bei Crisium aufgeschlagen. Dorthin ging denn auch ich, jung und begierig, die Vorgänge zu sehen, und blieb bis zum Ende des Krieges im Lager, mit Michael Tomadóczy zusammen, dessen Tochter mir, als ich noch Knabe war, auf Wunsch der Mutter verlobt worden war. Von dort aufbrechend, kamen wir in die Nähe von Ludbregh, und das Lager wurde an der Drau aufgeschlagen. Da kamen Boten mit der Nachricht, die deutsche Parthei wolle das Schicksal durch eine Schlacht erproben. Erfreut erhob sich der Graf, wie er es gewohnt war, in frühester Morgenstunde, führte die Truppen heraus, stellte die Phalanx der Fusstruppen in Schlachtordnung auf und wies dem Heerestross, als da sind: Knaben, schlechtere Pferde, Gepäck und anderer Tross, hinter dem Heere seinen Platz an, unter welcher Schaar auch ich selbst mich befand. Auch uns wurde ein Banner gegeben, und Führer und Beaufsichtiger wurden uns beigegeben, welche den Tross leiten und befehligen sollten. Der Graf selbst umschritt die Truppen und ermuthigte die Soldaten, Alles, was im früheren Heere Brauch gewesen war oder was er selbst in irgend welcher Weise angeordnet hatte, wiederherzustellen und zur alten Ordnung zurückzuführen. An unsere Schaar wandte er sich und rief mit lauter Stimme: »Jünglinge und Knaben, seid tapferen Muthes und lernt jetzt, wie man dem Feinde widersteht. Lasst euch durch den Lärm der Bombarden und den Klang der Trommeln nicht erschrecken. Denn dies sind die Zeichen der Soldatenfreude, nicht des Schreckens. Wer von euch ein Schwert hat, der ziehe es aus der Scheide; denn schrecklich ist dem Feinde der Glanz blitzender Waffen.«

»Nachdem er dies gesagt, wandte er sich wieder nach einer anderen Seite hin. Während wir so unterrichtet vorwärtsgehen, kehren die auf Kundschaft dorthin voraus Gesandten, wo die Feinde uns erwarteten, zurück mit der Meldung, nirgends hätten sie das feindliche Heer erreichen können. Denn, kaum hatten die Feinde erfahren, dass der Graf kampfbereit sich nähere, wagten sie es nicht,

mit ihm handgemein zu werden, sondern flüchteten sich schleunigst und zogen sich über die Drau-Brücke unterhalb von Ormosd, der Feste des Lukas Zékel, zurück. Auf diese Kunde wandte sich der Graf mit dem Heere gegen Zamlachia, welches Franz Batthyány gehörte, und schlug hier das Lager auf. Am folgenden Tage ungefähr um die Stunde des Essens kamen Boten aus der Stadt Warasdin zum Grafen, mit dem Anerbieten vollständiger Unterwerfung und die Schlüssel der Thore überreichend: bloss die Festung, welche von Paulus Keczkés, einem Offizier des Palatin, befehligt wurde, wollte sich nicht übergeben.«

»Am nächsten Tage, einem Dienstag, wurde das Heer nach Warasdin zur Eroberung der Festung geführt. Noch an diesem Tage, sowie am folgenden, nachdem das Lager aufgeschlagen war, wurde im Rath verhandelt, ob die Belagerung der Festung fortgesetzt werden oder die Drau überschritten und in jene Comitate gegangen werden solle, welche den Grafen mit heissen Beschwörungen, zu ihnen zu kommen, anflehten: sie seien bereit, unter seiner Führung für seinen schon aus seinem Sitze vertriebenen König alle Gefahren auf sich zu nehmen. Wie ich von meinem Schwiegervater, welcher der Berathung beigewohnt hatte, erfuhr, schien es gut, dass der Graf, wie er ja bisher Alles, was er unternommen, zu glücklichem Ende geführt, auch diese Festung nicht im Besitz der Feinde lassen dürfe und Schreiben an jene Comitate sende, sie sollten sich tapfer halten und in nächster Zeit, sobald die Festung erobert, was er binnen Kurzem erhoffe, werde er zu ihnen kommen und vollbringen, was Gott und das Schicksal ihm vergönnen werde. Nachdem diese Abkunft geschlossen und der Rath aufgelöst war, begann der Graf alles zur Eroberung der Burg Nothwendige zu überlegen und vorzubereiten: Wagen werden herbeigeführt, mit Erde gefüllte Körbe zugerichtet, Maschinen herbeigebracht und Fusstruppen in den Gräben zur Bewachung der Maschinen aufgestellt; und alles dies wurde in seiner Gegenwart und unter seinen Augen gethan.«

»Ungefähr um die Vesperstunde, während Johannes Bánffy und Johannes Tahy und mein Schwiegervater mit Kartenspiel sich unterhielten und wir Jüngeren

bei ihnen standen, explodiren zwei von der Festung geschleuderte Bombarden, von denen, welche sie »barbatae« nennen, und ein wenig später eine dritte Handbombarde. Bald darauf läuft ein Page des Grafen herbei, rufend, sein Herr sei von einer Bombardenkugel getroffen worden. Alle erschrocken, ja ganz im Geiste verstört, warfen die Karten weg und eilten aus dem Zelte hinaus, und wir folgten ihnen.«

»Und siehe! da kam der Graf, auf seinem Pferde sitzend und als wäre er unversehrt, heran! Johannes Tahy läuft zu ihm hin und frägt, wie es ihm gehe — worauf jener erwiderte: »so wie Gott es bestimmt hat,« und zugleich steigt er vom Pferde ab, Johannes Bánffy, der ihn herunterheben wollte, abwehrend; und, obgleich die Wunde tödtlich war, schritt er doch ohne irgend eine Hülfe in sein Zelt. Sogleich bringt man Wundärzte herbei, dass sie die Wunde sähen und, wenn irgend möglich, durch eine Medizin dem Verletzten Hülfe brächten. Wie jene aber die Wunde gesehen, aus welcher die Eingeweide quollen, und der Graf selbst fühlte, dass seine letzte Stunde gekommen, denn die Wunde war zwischen dem Nabel und der Leber, gab man jede Heilung auf. Alle Herren und Edlen, welche im Lager waren, wurden herbeigerufen, und der Graf ermahnte sie öffentlich, vom Begonnenen nicht abzustehen, sondern nach beendigter Belagerung, die er ihnen auf das Dringendste anempfahl, über die Drau zu gehen, sich mit den Ungarn zu verbinden und dem verbannten König seine Treue durch Thaten zu beweisen. Auch sagte er: der König selbst, wenn er ihre Bereitwilligkeit erkannt, werde mit den Seinigen zurückkehren und seinem Gegner auf allen Seiten zu schaffen machen. Den Oberbefehl im Kriege aber vertraute er dem Johann Tahy an, als Einem, der an den Gränzen der Türkei aufgewachsen sei und viele herrliche Thaten gesehen und vernommen habe. Alle versprachen zu thun, was er befehle, aber es kam sehr anders. In jener selben folgenden Nacht blieb auch nicht einer der Fusssoldaten im Lager. Auch mich führten einige meiner Landsleute, die im Lager waren, über unwegsame Höhen und Berge in meine Heimath zurück. Später hörte ich, das ganze Heer

sei auseinander gegangen und habe den noch lebenden Grafen allein, bloss mit Tausend seiner Reiter, zurückgelassen.«

»Diese führten ihren schon dem Tode nahen Herrn nach dem Castell Martinanzo, und hier beschloss der beste Mann sein Leben. Von hier wurde seine Leiche, auf eine Bahre gelegt, durch die Seinen nach Capronza gebracht. Auf dem Wege bemächtigte sich ihrer die deutsche Parthei, welche, vom Tode des Grafen unterrichtet, ihm gefolgt war. Man erzählte, dass in Sonderheit Ludwig Pekry, dessen Burgen er erobert hatte, unter vielen Schmähungen gegen die Leiche gewüthet, bis ihn endlich Johannes Carlovich, ein Verwandter des Grafen, mit harten Worten angefahren und beschwichtigt habe. Und so ward dann der Leichnam friedlich nach Capronza geführt. Hierhin berief man die Gattin, oder vielmehr die Verlobte des Grafen, Catharina Drágffy, die Wittwe des Ladislaus Canisay, und alles für die Trauerfeier Nothwendige wurde vorbereitet, und so wurde im Trauergeleit, von der Gattin gefolgt, der Graf nach Modrusa überführt und in der Gruft seiner Ahnen ehrenvoll bestattet. Nach seinem Tode aber liessen Alle, welche von der Parthei des Königs Johann gewesen waren, in Croatien, in Slawonien, ja auch in Ungarn den Muth sinken.«

Am 3. October gelangte die Kunde von des Grafen Tode zu den Ohren der Königin Maria, welche zwei Tage später ihren Bruder Ferdinand mit folgenden, in Französisch abgefassten Worten davon in Nachricht setzt:

»Gestern und vorgestern sind Neuigkeiten zu mir gelangt, dass der Graf Christoph von einer Bombe vor dem Schlosse von Warasdin getödtet worden sein soll, und dass alle seine Leute sich zerstreut haben. Man schreibt aber immer von so vielen, nicht immer allzu wahren Neuigkeiten, dass ich befürchte, es sei Nichts daran. Gleichwohl aber bitte ich Gott, dass, wenn es noch nicht der Fall, es doch geschehe, denn mir scheint, es sei besser, dass er ein Ende nähme, als dass seinetwegen so viel Blut der Christen gezählt oder vergossen werde. Ich zweifle nicht, dass Ihr, wenn es sich so verhält, binnen Kurzem

benachrichtigt werdet, im Falle, dass diese Neuigkeit wahr ist. Es ist gut, dass es sich deutlich zeigt, wie unser Herr Euch, als dem Gerechten, hilft!«

Der lange Kampf hatte sein Ende erreicht: Zapolya's Sache war verloren. Am 3. November wurde Ferdinand in Ofen gekrönt.

»Wie es Gott gefällt« — mit diesen Worten hat Graf Christoph Frangipani den Tod begrüsst! »Meine Hoffnung steht auf Gott« — war der Wahlspruch seines Lebens gewesen! Welch' ein Gott doch ist es gewesen, vor dem sich die Kniee dieses Condottiere beugten, auf dessen Beistand er vertraut, dem er sich nahe gefühlt?

Wohl steht man vor dem Unbegreiflichen stille! Der ungebändigte Egoismus, der, besinnungslos im Streben nach Macht, von Treubruch zu Gewaltthat, von Gewaltthat zu Treubruch stürmend, Frevel auf Frevel häuft, die zügellose Willkür, die keine Reue kennt, spricht von Gott, von Glauben, von Hoffnung auf eine ewige Macht der Liebe und der Gerechtigkeit?

Wer vermöchte solche Räthsel zu lösen? —

Besessen von dem Dämon seines Geschlechtes, seinen Ahnen aber an unbändiger Kraft überlegen, hat Graf Christoph Frangipani sein Leben vergeudet. Unglück begleitete ihn bei allen seinen Unternehmungen: was immer er begonnen, misslang, was immer er erfuhr, belehrte ihn nicht. Ein lichter Engel trat den dunklen Gewalten entgegen — doch selbst die höchste Liebesmacht erlahmte an dem Geschick, das unerbittlich dieses Leben verfolgte. Der seine Hand nach einer Königskrone ausgestreckt — dessen Körper war, kaum dass der letzte Athem ihm entflohen, frevler Misshandlung ausgesetzt. Gewaltthat für Gewaltthat, Hass für Hass! Geflohen alle die Seinen — einsam in die Gruft. Doch nein — eine Frau war es, die ihn geleitet!

Ob er in jenen letzten stürmischen Tagen noch einmal Liebe empfangen und erwidert, oder ob auch seine Verlobung mit Catharina Drágffy nur als

Mittel zu seinen ehrgeizigen Zwecken gedient? Gerne möchten wir es glauben, dass die Frau, welche betend allein in der Kirche von Modrus zurückblieb, als die sterblichen Reste Christoph's ihre Ruhe an der Seite Apollonia's in der Familiengruft gefunden, ihm Thränen des Herzens nachgeweint. Nur wie ein Schatten jedoch, der, kaum gesehen, verschwindet, zeigt sich uns diese Gestalt — sie kann uns Nichts mehr sagen.

Segensvoll aber sollte in fernen Zeiten noch die Liebe Apollonia's wirken! Sie allein ist es, die einen verklärenden Schein über das Andenken Christoph Frangipani's breitet. In wie düsteren Farben das Bild gehalten, welches die Geschichte seiner Thaten von ihm malt — im verborgenen Grunde seines Wesens ahnen wir ein Höheres, an dem »die Liebe theilgenommen«.

Schluss.

In Obervellach.

Nun wahre du seine Kraft
Als Weihe-Gruss meiner Treu'.
GÖTTERDÄMMERUNG.

An dem Eingang des Möllthales in Kärnthen, dort wo es sich nach dem Pusterthal zu öffnet, weckte, als ich nach nächtlicher Fahrt an einem Septembermorgen des Jahres 1894 in Sachsenburg eintraf, ein wundersam liebliches Bild die noch von Schlaf umflorten Augen: auf grünem Wiesengrunde, den Fuss der dunkel bewachsenen Berge auf beiden Seiten berührend, schwebte in niedriger Rundung ein in zartesten Farben spielender Regenbogen. Wallende hellgraue Nebel verhüllten hinter ihm die Niederung des Flusses, über den Dünsten aber in blauer Höhe, von aller Verbindung mit der Erde gelöst, erglühten ferne Felsengipfel im Morgenglanz der Sonne.

Dorthin, unter dem Bogen der aetherischen Brücke hindurch, jenen Bergen zu führte mich mein Weg. Vor dem Südabhange der Tauern, auf deren Nordseite Gastein liegt, befindet sich an der in römischer Zeit angelegten und im Mittelalter als Handelsweg vielbenutzten Strasse längs der Möll ein Marktflecken, mit Namen Obervellach. Dies war das seit langer Zeit her angestrebte Reiseziel, dem ich mich nun nach einigen droben auf einer Alm am Tennengebirge verlebten Sonnentagen, deren Glanz die Seele erfüllt hatte, näherte! Obervellach — welch' eine geheimnissvolle Macht führte mich dahin?

Die Geschichte, welche mir der Ring des Frangipani erzählt, hatte längst ihren Abschluss gefunden. Aus dem Dämmerlicht der Traumwelt hervortretend, hatten sich die Visionen der Phantasie, welche mich am Tage, da ich das Kleinod gewann, bestrickten, in Gestalten der Wirklichkeit verwandelt, ihr Wesen und Schicksal mir offenbart — nur ein dünner Schleier war noch geblieben, die Züge ihres Antlitzes verhüllend. Jene Darstellungen im Brevier gaben nicht mehr als eine Andeutung. Sind uns keine eigentlichen Porträts von Christoph und Apollonia erhalten? Diese Frage hatte sich mir zuerst, als ich Sanuto's allgemeine Schilderung von dem Aussehen Beider las, aufgedrängt und liess seitdem nicht ab, mich zu beschäftigen. Ein Fingerzeig schien mir in jenem vom Frangipani der »Madonna von Chioggia« geweihten Gelübde, welches zu erfüllen er sich die Erlaubniss eines vorübergehenden Aufenthaltes in Venedig im December 1519 ausbat, zu liegen. Es däuchte mir wohl denkbar, ja wahrscheinlich, dass es sich hierbei um die Stiftung eines Altargemäldes, auf welchem dann vermuthlich die Bildnisse der Stifter zu finden seien, handle. Kein Anhalt aber, diese Spur zu verfolgen, bot sich mir dar.

Da wurde mir gelegentlich einer Anfrage, die ich an den Leiter der Archive in Klagenfurt, Herrn Dr. Simon Laschitzer, bezüglich der Familienpapiere

der Lang's richtete, eine unerwartete Erfüllung meiner Hoffnung zu Theil. Die Antwort, welche ich erhielt, war ein Hinweis auf einen kürzlich im zweiten Hefte der »Neuen Carinthia« 1890 veröffentlichten Aufsatz, welchen die Liebenswürdigkeit des Verfassers, Herrn A. von Jaksch, mir zur Verfügung stellte. Dieser Aufsatz behandelt ein in dem letzten Jahrzehnt vielfach besprochenes Altarwerk, welches, von einem der begabtesten, in den ersten Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts thätigen holländischen Künstler: Jan Schorel gemalt, in der Pfarrkirche zu Obervellach im Möllthale aufbewahrt wird. Die Aufmerksamkeit, welche dies Gemälde bei seiner Wiederherstellung in Wien im Jahre 1881 erregte, war in vollem Maasse gerechtfertigt, da es den Kunstfreunden zum ersten Male den, ganz heimischer Tradition folgenden Jugendstil eines Meisters zeigte, welcher bis dahin nur als einer der einflussreichsten Vertreter der neu in den Niederlanden eingeführten italiänisirenden Manier aus seinen späteren Schöpfungen bekannt geworden war. Die Angaben des alten Künstlerbiographen Karel van Mander, welcher von Schorel's Lehrjahren bei dem Amsterdamer Maler Jacob Cornelisz und seiner darauf folgenden Wanderzeit, die ihn über Strassburg und Basel nach Nürnberg zu Albrecht Dürer und weiter nach Steyermark und Kärnthen führte, erzählt, fanden ihre Bestätigung. Unbekannt blieb nur, wer der Besteller jenes Obervellacher Altares gewesen, denn der Nachweis, dass das eine Wappen auf der Rückseite des Mittelbildes dasjenige der Lang's von Wellenburg sei, liess allen Vermuthungen noch vollen Spielraum, wie auch die Erzählung van Mander's keinen bestimmten Aufschluss gab. Was Letzterer zu berichten weiss, ist aber merkwürdig genug, verzeichnet zu werden.

Van Mander sagt, dass Schorel in Kärnthen »für manche Herren arbeitete, viel begehrt war und bei einem Baron, einem grossen Bilderfreunde, wohnte, der ihm nicht allein gute Verpflegung und Lohn, sondern auch seine eigene Tochter zur Frau geben wollte, was kein geringes Glück für ihn gewesen, wenn ihm nicht Gott das Amsterdam'sche Mädchen (die Tochter seines Lehrers Cornelisz) so in sein Herz gemalt hätte, dass er immerwährend ihren Liebreiz fühlte

Die heilige Sippe

Mittelbild des Altares von Jan Schorel zu Obervellbach.

(Nach einem Holzschnitt aus der Zeitschrift für bildende Kunst.)

und nichts Anderes im Sinne hatte, als vollkommen zu werden in seiner Kunst, um endlich an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen; durch diesen Eifer machte er grosse Fortschritte, denn es scheint, dass die Liebe die Künste lehrt.«

Allen Vermuthungen darüber, wer die Stifter des Altarwerkes gewesen, ist nun durch Herrn von Jaksch ein Ende gemacht worden. Auf Grund erneuter Prüfung der Wappen konnte er in dem erwähnten Aufsatz feststellen, dass Jan Schorel seine Malereien für Christoph und Apollonia Frangipani ausgeführt hat — und die auf den Flügeln dargestellten Heiligen: Christoph und Apollonia, in denen man schon früher Stifterporträts erkannt hatte, tragen die Züge des Grafen und seiner Gemahlin!

Die morgenlichen Strahlen der Sonne, die ich als Boten Apollonia's begrüsst, erbleichen und verschwinden: tiefer und tiefer senken sich regenschwangere Wolken in das Thal hernieder, fast bis in mein kleines Gefährt. Nur die Tannen am untersten Fusse der Berge sind noch sichtbar, aus undurchdringlichem Dunst tönt das Rauschen der Möll, an deren Seite die Strasse aufwärts führt, empor, Nebelbildern gleich gewahre ich die hellen Häuser stiller Ortschaften. Fluthen strömen vom Himmel herab, schnell entstandene Bäche graben sich in dem mässig ansteigenden Wege durch Geröll ihr Bett. So, ein ungekanntes Ziel im Auge, suchte ich durch den Nebel der Zeiten den Weg zu längst vor Jahrhunderten Vergangenem und Vergessenem, ahnend und forschend. Wird mir auch heute noch Licht und Klarheit beschieden sein?

Ein waldiger Berg baut sich in das Thal vor und scheint den Weg zu sperren: für einen kurzen Augenblick wird auf seiner Spitze ein weisses Kirchlein sichtbar, sogleich wieder von Wolken umhüllt: ein Wallfahrtsort, dem hl. Daniel geweiht, — so belehrt mich mein Kutscher. Die Strasse, eine Wendung

machend, zieht sich aus der Mitte des Thales an den Bergesabhang hin. Der Regen beginnt leichter zu fallen, in nächster Nähe lichtet es sich: ich sehe die braunen, gischenden Wogen des an mir vorbei sich überstürzenden Flusses. Weiter und weiter! Durch das Wolkentreiben bricht ein hellerer Schein, in ihm zeigt sich auf tannenbewachsenem Hügel ein altersgrauer Thurm, und weiter hinten morsches Gemäuer, an das sich eine kleine Capelle lehnt: Schloss Unter-Falkenstein!

Falkenstein! Apollonia! Hierher ist sie gekommen, als sie, des Kaisers Hof verlassend, ihrem ersten Gemahl folgte, hier schien ihr Leben friedlicher Zukunft entgegenzugehen, bis ihr der Gatte geraubt, und das Schicksal sie zu heissem Lieben und tödtlichem Leiden hinaus in eine neue Welt trieb.

An den Zweigen der dunklen Bäume drunten zerreisst das weisse Gewölk, flattert, im Wallen sich wandelnd, um das einsame graue Mauerwerk und zieht, in Schleiern sich wieder zur Masse verbindend, aufwärts durch enge Schluchten zu kahlen Felsenhöhen hinauf. Schon bleibt der Thurm zurück, und unter den höher und höher sich hebenden Dünsten wird das ganze, sich erweiternde Wiesenthal sichtbar. Dort, wo es am Fusse einer doppeltgegipfelten, hohen Bergeswand endet, blinkt eine Häusergruppe, hoch überragt von einem Kirchthurm: Obervellach!

Der Wagen hält vor dem Gasthaus der Post, und ich eile zur Kirche. Durch das zierliche, mit der Jahreszahl 1509 bezeichnete Portal — ist der Neubau der Kirche etwa von Ihr gestiftet worden? — eintretend, halte ich einen Augenblick inne, die fiebrische Unruhe zu bemeistern. Ein freundlicher, breiter Raum mit hohen Fenstern, von einem netzförmigen gothischen Gewölbe bedeckt, mit einem fünftheiligen Chor und wenig ausladendem Kreuzschiff Vor einem Altare rechts kniet, in Gebet versenkt, ein steinaltes Mütterlein, — kein Laut ist vernehmbar, nur von Zeit zu Zeit schlagen Regentropfen an die Fensterscheiben. Dort im linken Querschiff, in einen grossen

barocken Altar eingelassen, leuchtet in tiefer Farbenpracht das Gemälde Schorel's. —

Klopfenden Herzens, lautlosen Schrittes, die Zeit nicht aus ihrem Schlummer zu wecken, nähere ich mich. Apollonia!

Da steht sie, — in grüner Landschaft vor einem See an Bergesabhängen, eine kleine, zarte Gestalt, in der Linken ein Buch, in der Rechten das Marterwerkzeug. Ihr Haupt mit der von lichter Klarheit umflossenen Stirn ist leicht geneigt, ihr Blick schwermüthig sinnend gesenkt, um den Mund bebt ein leiser Zug des Leidens. Eine hellviolette, mit Gold und Perlen bestickte Haube, deren schleierartiges Tuchende im Windeshauche weht, umrahmt die fein gebildeten Züge des rundlichen Kopfes, eine Strähne welligen blonden Haares, durch eine Oeffnung der Haube gezogen, fällt auf die Schulter herab. Am Rande des ausgeschnittenen, mit goldenem Besatz geschmückten dunkelgrünen Mieders, unter dem das weisse Hemd mit zierlicher Bordure hervorkommt, liest man in Stickerei die Worte: »Jesus Maria.« Ein moosgrünes Untergewand, ein reich gemustertes goldbrokatenes Obergewand und ein rother Mantel umkleiden die Glieder, von den Armen fallen lange, hellblau und violett schillernde weite Aermel herab. So reich die Tracht, und so demüthig bescheiden das Gebahren! Träumerisches Unbewusstsein, zärtliche Hingebung, kindliche Unschuld, duldende Sanftmuth — die lang verhaltene Rührung bricht sich mir, die Seele befreiend, Bahn! — Ja, so hatte ich sie längst schon erschaut, so lebte sie in meinem Innern seit jenem Augenblicke, da Sanuto mir erzählte, wie sie in Venedig vor dem Dogen erschien: «donna degna et assai riverente, assai belizuola, picola et magra.« Vielgeliebte, holdselige Frau!

Und Er, für den sie ihr Leben gelassen? Drüben auf dem anderen Flügel des Altars schreitet er, das Christkind auf der Schulter, auf den Stamm sich stützend, in kurzem, gegürteten rothen Rock, wehendem grauen Mantel, eine hohe, kräftige Gestalt, durch das Wasser. Mit erregtem Ausdruck, halbgeöffnetem Munde schaut der breit und stark gebildete blondbärtige Kopf, der von weit

abstehendem, mächtigen gelockten Haar umgeben ist, zu dem Erlöser empor. In seinem Blicke steht geschrieben: »Meine Hoffnung steht auf Gott.« Ein Heiliger, ein Gottesträger Er! Schwer vermag das Gefühl mit solcher Darstellung sich zu versöhnen — ein Heiliger? Nein, — doch aber auch er ein Dulder!

Trägt er den Ring am Finger? — jeden Schmuck irdischen Liebesgedenkens hat der Maler bei der Auffassung seiner Stiftergestalten als Vermittler sterblichen Gebetes an den Himmel weggelassen!

Allmählich gleitet der Blick von den Seitenflügeln des Altares zu der von ihnen eingeschlossenen Mitteltafel, auf welchem die hl. Sippe, d. h. die Verwandtschaft Christi, dargestellt ist. Vor ländlichen Gebäuden, hinter denen ein belaubter Hügel mit einer Burg emporragt, haben sich drei Frauen, sechs Männer und sechs Kinder — die Frauen und Kinder, dem Geschmacke des Künstlers entsprechend, in die reiche holländische Tracht jener Zeit gekleidet —, um die in ihrer Mitte stehende, das Christkind haltende Jungfrau Maria versammelt. Auf der linken Seite sieht man Alphäus und Maria Cleophas mit ihren vier Kindern: Jacobus minor, Barnabas, Simon und Juda, rechts Zebedäus und Maria Salome mit dem kleinen, den Kelch segnenden Johannes Evangelista und dem in Pilgertracht gekleideten älteren Jacobus. In dem dritten Paare dürfte man Anna und Joachim zu erkennen haben, in dem Greise, welcher eine Lilie mit einer Taube in der Hand trägt, Joseph. Für die zwei im Hintergrunde befindlichen Männer, den jungen und den alten, sind Namen nicht zu finden. Kein Zweifel, dass in allen diesen Gestalten Bildnisse bestimmter Persönlichkeiten gegeben sind: drei der Männer zeigen deutlich Verwandtschaftsähnlichkeit, und eine solche dürfte auch zwischen den Frauen wahrzunehmen sein. Wer sind die Dargestellten, die offenbar einer und derselben Familie angehören? Die Trachten weisen auf ein vornehmes Patriziergeschlecht hin — welch' anderes könnte dieses sein, als dasjenige der Lang von Wellenburg?

Ist dem aber so, in welcher Figur wäre der Cardinal Matthäus zu sehen, den wir doch vor allen Anderen hier zu suchen berechtigt wären?

Die Heiligen Christoph und Apollonia

Nach den Gemälden auf den Flügeln des Altares von Jan Schorel zu Obervellach.

In dem Jahre der Entstehung des Bildes, 1520, war der treue Rathgeber Maximilian's, nachdem er durch seinen Einfluss nicht wenig zur Wahl Karl's V. beigetragen hatte, als Erzbischof in Salzburg eingezogen, musste aber kurz darauf seine Residenz wieder verlassen, um dem neuen Kaiser bis Löwen entgegenzugehen und dessen Krönung in Aachen beizuwohnen. Hier ist es vielleicht gewesen, dass Albrecht Dürer eine jetzt in der Albertina zu Wien befindliche Zeichnung angefertigt hat, in welcher man, auf Grund des Vergleiches mit Medaillen des Cardinals, mit Recht neuerdings dessen Porträt erkannt hat.

Die Züge sind meinem Gedächtniss eingeprägt. Vergeblich suche ich, sie in einem der beiden älteren Köpfe auf dem Gemälde wiederzufinden. Wohl aber zeigen die drei Typen der Männer in mittlerem Alter eine ausgesprochene allgemeine Aehnlichkeit mit seinem Bildniss, so dass die Vermuthung, sie seien seine Brüder, begründet erscheint. Ich rufe mir die Familienangaben, welche ich in den im Privatarchiv der Grafen Wolkenstein zu Trient aufbewahrten Aufzeichnungen und Acten der Lang's von Wellenburg kennen gelernt, wieder in's Gedächtniss.

Schwach und ermüdet von dem Widerstand gegen den Protestantismus, welchem auf den Reichstagen und daheim in seiner Erzdiöcese Salzburg entgegenzutreten, die Hauptaufgabe seiner letzten zwei Lebensjahrzehnte gewesen war, hat Cardinal Matthäus im Jahre 1536, vier Jahre vor seinem Tode, sein Testament aufgesetzt. In demselben werden alle damals noch vorhandenen Mitglieder der Familie namhaft gemacht. Vier Brüder Apollonia's waren, nachdem ein fünfter, Leonhart, schon 1509 im Feldlager zu Padua gefallen, zur Zeit der Entstehung des Altarwerkes am Leben: der berühmte Matthäus, der Goldschmied Johannes, Lucas, welcher Pfleger zu Grumnitz in Kärnthen war, und Marcus, des »Kunigs von Engeland Rather im Dienst.« Drei Schwestern werden erwähnt: Regina, verehlicht mit Johann von Haslpach, Ottilia, die Frau des Johannes Schad, Doctors und Ritters, und Felicitas, die mit einem Rössler verheirathet war. Wann die

vierte: Anna, Gattin des Hanns Hecksl zu Augsburg gestorben, wissen wir nicht, doch wird sie im Testament nicht angeführt.

In jenen drei Männern und drei Frauen der hl. Sippe haben wir demnach die Geschwister Apollonia's zu sehen. Die Züge der vierten Schwester trägt höchst wahrscheinlicher Weise die Veronika auf der Kreuztragung, welche zusammen mit der Geisselung Christi auf den Rückseiten der Flügel, gleichfalls von Schorel's Hand, dargestellt ist. Unaufgeklärt bleiben die zwei, eine ältere Generation vertretenden Gestalten — der junge, mit dem Barett geschmückte Mann, der seitwärts herausschaut, ist offenbar der Maler selbst, Hans Schorel, der sich in der Bezeichnung unten auf einem Steine; »hollandinus (sic) pictorie artis amator« nennt.

Wessen Bildniss aber ist in der entzückend anmuthvollen Gestalt der Jungfrau Maria, um welche sich die Verwandten schaaren, gegeben? Gleicht sie in der üppigen Fülle blonden Haares, in den feinen Zügen nicht Apollonia selbst? — erscheint sie nicht wie eine zweite, verklärte jugendliche Vision derselben?

Vielleicht, dass doch ein Kern von Wahrheit in der Erzählung Karel van Mander's liegt: unmittelbar neben die lichte Erscheinung hat der Künstler sich selbst gestellt! Ist es Apollonia's Schloss gewesen, auf dem Jan Schorel so gastfreundlich aufgenommen wurde? — klingt in der Sage von einer Liebe, welche dem Angedenken an seines Meisters Töchterlein im fernen Amsterdam bedrohlich werden wollte, ein leiser Nachhall von wirklich Erlebtem wieder?

Als Schorel im Jahre 1520, von seiner Reise nach Palästina zurückgekehrt, jene Bilder malte, weilte Apollonia nicht mehr unter den Lebenden. Schwer wäre es zu erklären, wie er im Stande gewesen, ein so lebensvolles Bildniss derselben zu schaffen, wenn man nicht annähme, dass er in früherer Zeit in Kärnthen gemachte Studien verwerthet hat. Vier kleine gemalte Glasscheiben

fallen mir bei einer Umschau in der Kirche in die Augen. Sie enthalten die Figuren einer Stifterfamilie mit zwei Wappen, deren eines ein Lamm, deren anderes eine Muschel aufweist, und darüber die Heiligen Martin und Christoph. Der Stil der Malerei und der Renaissanceornamentik lässt keinen Zweifel darüber, dass sie nach Zeichnungen von Jan Schorel ausgeführt sind — und auf der einen Scheibe befindet sich ein Zettel mit der Inschrift: »Gott mein her maria mein fürbitterin erbarm dich mein 1515.« In diesem Jahre also ist der holländische Maler in Obervellach gewesen, auf diese Zeit gehen die Porträts des Altarwerkes zurück, welches erst fünf Jahre später, vermuthlich bei einem erneuten Aufenthalt in Kärnthen, und nicht, wie man annimmt, in Venedig ausgeführt worden ist.

Stunden waren vergangen. Ich trat hinaus und athmete tief auf. Von den Bergen her strich ein kalter Abendwind, welcher die Nebel ringsumher zertheilte und vor sich hertrieb. Ein Knabe wies mir den Weg aus dem Dorfe zum Schlosse Falkenstein — ein einsamer Thurm, zerfallenes altes Mauerwerk, wie ich es aus der Ferne schon gesehen, nichts sonst! Ein Schauer überläuft mich — schweigende Schattengestalten, starren Blickes mich bannend, umkreisen mich. Angst beflügelt meine Schritte durch den Wald abwärts. Erst als ich ins Freie komme, bleibt das unheimliche Geleit in dem Dunkel zurück. — Die erregte Phantasie zu beschwichtigen, greife ich, beim weiteren Hinabsteigen vom Hügel, zu der mit mir geführten Jaksch'schen Schrift.

Für 4500 Gulden, so sagt eine Urkunde, hatte Kaiser Maximilian dem Grafen Julian Lodron und seiner Gemahlin Schloss und Landgericht Falkenstein verpfändet. »Wie lange dieselben Oberfalkenstein und die Mauth in Obervellach inne hatten, ist unbekannt. Erst 1522 erscheinen wieder Besitzer von Oberfalkenstein: Andre Ungnad und seine Frau Anna Maria geborene Lodron.«

Anna Maria geborene Lodron! Schreibt Apollonia nicht in ihren Briefen nach Venedig von einem Töchterchen? Im Jahre 1503 fand in Innsbruck ihre Hochzeit mit dem Grafen Julian statt — war dieses Töchterchen aus erster Ehe, so konnte es wohl 1522 schon vermählt sein — und erinnere ich mich nicht, in dem Inventar des Cardinals Matthäus Lang in Trient ein auf die 1521 erfolgte Hochzeit des Andreas Ungnad mit Anna Maria Lodron bezügliches Dokument erwähnt gefunden zu haben? Und weiter jene Erzählung Karel van Mander's — und auf Schorel's Bilde die seelenvolle Gestalt der jungfräulichen Mutter Gottes, welche wie eine jüngere Schwester der Apollonia gleicht? —

Mitten in diesen Gedanken, welche das letzte über der Geschichte des Obervellacher Altarwerkes lagernde Dunkel durchdringen, bleibe ich vor der am Fusse des Falkensteiner Hügels gelegenen Stallhofener Kirche stehen. Eine Inschrift an dem Portal erregt meine Aufmerksamkeit: in gothischen Lettern ist zu lesen: »Jesus maria hilf uns hie wie dort aus aler not 1520.« Die Bauart der Kirche entspricht in kleineren Verhältnissen derjenigen in Obervellach. Sie ist in demselben Jahre, wie Schorel's Gemälde, gestiftet worden — ein grosser Zusammenhang von Thatsachen zeigt sich mir: die Bestellerin des Bildes, die Erbauerin dieser Kirche ist Apollonia's Tochter Anna Maria gewesen! Aus tiefer Trauer liebenden Herzens um die verlorene Mutter stieg ihr Gebet zum Himmel auf, dasselbe Gebet, welches sie, wie die Anfangsworte »Jesus Maria« am Rande des Mieders zeigen, auf dem Gemälde Apollonia selbst in den Mund legte: »hilf uns hier wie dort aus aler not!«

Der Tag neigte sich seinem Ende zu, als ich wiederum in die Kirche von Obervellach eintrat, den letzten Abschied von Apollonia zu nehmen. Kaum vermochten mehr meine suchenden Blicke die Züge zu unterscheiden. O nur

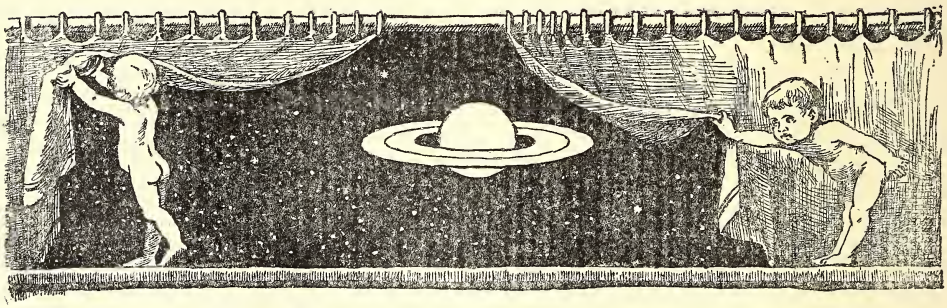
ein einziger Schein von Licht, der noch einmal sie mir erhellte! Da glänzt es von dem Fenster im Westen her: durch die Wolken bricht ein gelber Strahl der untergehenden Sonne und macht die Gestalt der Märtyrerin erglühen.

»Myt Wyllen dyn eygen.« Ich habe Dein gedacht, Apollonia!

Ich habe Dein gedacht und Dich erschaut, Apollonia! Erschaut, als Du im vielbewegten Kreise der Geschwister glückselige Kindheitsjahre verbrachtest, erschaut, als eines Königs Liebe Dich, zur Jungfrau herangeblüht, grüsste. Ich sah Dich das Vaterhaus verlassen und fand Dich wieder, vielbewundert und geliebt inmitten der glänzenden Feste des kaiserlichen Hofes. Als einem Edlen Du dann die Hand zum Bunde gereicht, bin ich Dir in die Stille weltabgeschiedenen Lebens hierher in dieses Thal gefolgt: ein Kind ward Dir geschenkt, der Gatte durch frühen Tod entrissen: ich freute mich, ich litt mit Dir. Ich war im Geleite eines neuen Freiers, der aus wildem Kriegesleben kam, Dich in seine südliche Heimath mit sich zu führen, und sah, wie Du auf Leben und auf Sterben Dich ihm zu eigen gabst, wie Du als Zeichen Deiner Treue einen Ring ihm schenktest. Die Botschaft kam, dass Ring und Glück verloren — da eiltest Du, den schwer Verwundeten, Verzweifelten zu pflegen: dem Tode abgerungen, fiel er in der Feinde Gewalt. In heisser Sehnsucht zehrte sich die Seele ab, Jahre vergingen, und er kehrte nicht zurück. Kind und Heimath verliessest Du, selbst zum Tod erkrankt: Du kamst in seine Haft, und keine Macht der Erde vermochte Dich von ihm zu reissen. In langer, trüber Zeit hast, eine Sterbende, Du dem Geliebten Kraft und Trost gespendet. Nimmer wolltest Du ihn verlassen, Du folgtest ihm in neue Gefangenschaft: da brach Dein Herz — in fremdem Land bist Du gestorben! —

Unmerklich erblassend wandert langsam der Sonnenstrahl — im Dunkel versinkt die geliebte Gestalt, versinkt ein »schmerzensreiches« Leben — ein lichter Frühlingstag löst sich aus wilden Stürmen: Anna Maria! Ueber den blonden Haaren flimmert ein Regenbogenschein — haben der Mutter Leiden

die Tochter gesegnet? Ist dieses junge Leben vor feindlichen Mächten gefeit gewesen? Ist ihm aus der Liebe Frieden erblüht? — Ein Wiederschein des Lichtes erglänzt auf dem Ring an meinem Finger — da erlischt der Strahl, und — Alles ist in Nacht verschwunden!



Nachwort und Anhang.

Nicht auf einem willkürlichen Spiel der Phantasie, sondern auf strenger Wahrheit beruht die in Obigem gegebene Erzählung. Wie ich es erlebt, habe ich es niedergeschrieben! Nur einige wenige Nachrichten, die ich erst später erlangt — so z. B. die im Archiv der Grafen Wolkenstein-Trostburg aufgefundenen Angaben über die Familie Lang und die Data über das Brevier — stehen, genau historisch genommen, nicht am richtigen Platz: dem Schluss des Buches, sondern sind schon in die ersten Capitel verarbeitet worden. Es handelte sich hierbei aber nicht um Funde, welche in das Erlebniss selbst eingriffen, sondern einzig um nähere Ausführung einzelner mir allgemein schon bekannter Thatsachen. Erst nachträglich kam es zu meiner Kenntniss, dass einige der hauptsächlichen Angaben Sanuto's über Christoph's Gefangenschaft bereits vor längerer Zeit (1851) in einer ungarisch geschriebenen Abhandlung von Gustav Wenzel mitgetheilt worden sind.

Zurückschauend auf die Zeit schnell auf einander folgender Entdeckungen, wie auch auf jene der Ausarbeitung des Buches, gedenke ich mit Dankbarkeit der freundlichen Unterstützung, die mir in Sonderheit von Seiten der Herren Graf Camillo Soranzo und Horatio Brown in Venedig, Ludwig von Thallóczy

in Wien, Professor Rudolf von Scala in Innsbruck, Lionel Cust in London und Geheimer Hofrath Zangemeister in Heidelberg zu Theil geworden ist, des Freundesdienstes, welchen mir Baron Friedrich Puteani in Venedig durch die feine zeichnerische Wiedergabe des Ringes erwies, sowie endlich der von edlen Frauen mir bezeugten innerlichen Theilnahme, welche das Wunder dieses Erlebnisses beständig wach und wirksam in mir erhielt und dem von Vergangenem Bezauberten auch die Gegenwart in dem Schimmer eines holden Traumlebens erscheinen liess.

Was aber, nachdem meine Arbeit vollendet, ein theuerster Freund und Meister diesem Buche schenken wollte: die künstlerische Verzierung, kann ich nur hinnehmen, wie man die Gaben der Natur hinnimmt: in schweigender Bewunderung und zugleich in dem freudigen Gefühl, als hätte es unter dem Zauber des Spruches auf diesem meinem Ringe nicht anders sein können.

Villa Cargnacco am Gardasee.
Am Marientag, dem 8. September 1894.

HENRY THODE.

Zur III. Auflage.

Der Wunsch, die III. Auflage des »Ring des Frangipani« zu einer wohlfeileren zu machen, hat mich dazu bewogen, die Mehrzahl der Abbildungen, welche dem Buche früher zum Schmucke dienten, sowie den grössten Theil des Anhanges wegzulassen. Wer die historischen Belege — Dokumente, Briefe,

Stammbäume, Beschreibung des Breviers von 1518 und des Grafen Christoph an Hadrian VI. gerichtete Rede — kennen zu lernen wünscht, muss auf die I. oder II. Auflage verwiesen werden. Von einer Aenderung, welche durch das Weglassen des Anhanges auf S. 114 veranlasst wurde, abgesehen, erscheint der Text in unveränderter Form.

Die Ruine von Unter-Falkenstein ist seit einigen Jahren Eigenthum des k. k. Hofrath Herrn von Kaltenegger in Brixen, welcher mir freundlichst mittheilt, dass er sie und zwar nach der auf Schorels Bilde gegebenen Ansicht wieder herzustellen beabsichtigt. Nach Herrn von Kalteneggers Meinung schmückte das Altarwerk des holländischen Meisters ursprünglich die Schlosskapelle von Unter-Falkenstein, wo auch die jetzt in der Obervellacher Kirche eingesetzten Glasfenster sich befanden.

Heidelberg, November 1900.

HENRY THODE.

I.

Urkunde den Fund des Ringes betreffend

nach dem in meinem Besitz befindlichen Original.

Prata 18 Marzo 1892.

Il sottoscritto Meneghel Antonio fu Paolo residente in questo Comune dichiara con la presente che al giorno 8 Gennajo corr. all' atto che lavorava nella campagna e precisamente sopra un piccolo argine che dista Met. 52 dal fiume Meduna e Met. 30 dall' argine nuovo a difesa del fiume stesso, nella località ditta Castellat ad una profondità di circa due metri trovò un anello con delle iniziali in greco che non potè rilevare. Dichiara ancora che quest' anello col mezzo del Barcaro Cereser Vincenzo fu venduto in Venezia al Signore Enrico Dr. Thode, il quale mi prega di rilasciarli la presente dichiarazione.

Meneghel Antonio
Luigi Vazzoler Testimonio
Brunetta Franscesco Testimonio.

Si certifica autografa la firma di Meneghel Antonio, nonchè quelle dei Testimoni Vazzoler Luigi e Brunetta Francesco di contro apposte di loro pugno e carattere ed alla presenza del sottoscritto.

Prata 18 Marzo 1892.

Il sindaco.

L·S
des Municipio
di Prata

UEBERSETZUNG.

Prata, am 18. März 1892.

Der Unterzeichnete Antonio Meneghel, Sohn des Paolo, ansässig in dieser Gemeinde, erklärt durch Gegenwärtiges, dass er am 18. Januar corr. bei seiner Arbeit auf freiem Felde und zwar genau auf einem kleinen Damme, welcher 52 Meter vom Flusse Meduna und 30 Meter von dem neuen, zur Schutzwehr desselben Flusses errichteten Damm entfernt ist, in der Localität, welche Castellat genannt wird, in einer Tiefe von ungefähr zwei Metern einen Ring mit griechischen Initialen, welche er nicht zu entziffern vermochte, fand. Er erklärt ferner, dass dieser Ring durch Vermittelung des Barcarols Vincenzo Cereser in Venedig an den Herrn Dr. Henry Thode verkauft wurde, welcher mich bittet, gegenwärtige Erklärung abzugeben.

Antonio Meneghel.
Luigi Vazzoler, Zeuge.
Francesco Brunetta, Zeuge.

Es wird hiermit als eigenhändig beglaubigt die Unterschrift des Antonio Meneghel, sowie diejenigen der Zeugen Luigi Vazzoler und Francesco Brunetta, vorstehend mit ihrer Handschrift in Gegenwart des Unterzeichneten ausgestellt.

Prata, 18 März 1892.

Der Bürgermeister.

II.

Brief Apollonias an Graf Christoph.

Vom 21. März 1515.

(Sanuto Bd. XX, S. 188 ff.)

Alto nassuto et potente signor et principe carissimo et gratiosissimo marito.

El mio continuo et involubel amor et fede ve sia cum humel diligentia da mi sempre parato. El vostro scriver novamente et dato a Venetia in Toresela a di 13 de fevrer ho receputo et inteso; in el qual, circa la licentia del mio voler vegnir a Venetia, vostra signoria me scrive che la s. vostra molto piu volentiera vederia el mio vegnir a V. che la sua propria libertà senza una bona paze, et questo per più respetti et cause; el qual scriver de la s. v. ho inteso cum grandissimo desiderio; la qual cosa dà et à dato una grandissima consolatione, subvegno et gran contento al mio tribulato core et inferma persona in questa mia dolente vita. Et pensandome che la s. v. è in preson et in quella patisse altri senestri et desasii et niente de manco la se monstrà tanto benigna, gratiosa et volenterosa verso di me circa la mia voluntà de venirla a trovar a V., et che quella mai se desmentiga de mi, son per tenirme nella (mente) ta. cosa in vita mia et mai del bon voler de la s. v. dementicarme; et in ogni cosa dove lo so et posso, mai me sparagnarò de tuto quello che Dio me ha

dato et darà verso la s. v.; et cussì me offerisso verso la s. v. per bona et fidel serva et quella sia certa che Io più tosto voria veder et star cum quella che haver ogni altra cosa del mondo etc.

Circa la mia grave malatia da la qual fin qui grandemente son stà opressa et anchora son, el me saria ben de bisogno de laudabel medici et del suo bon consejo, et maxime de quelli de Venetia, che sono per fama et opera melior de tutti li altri; et cum el suo consejo credo che el me saria bon bever de l'aqua de Abano, cum speranza de rehaver mia sanitade. Per le tre ditte cose pertanto io ho mandato a la Illustrissima Signoria de Venetia uno gratioso et humel priego et rechiesta, et domandado uno franco et libero salvacondutto, cum el qual io seguramente possi venir a Venetia a trovar la signoria vostra, et cum quella alquanto star sotto quella medesima custodia et guarda che quella convien star, et etiam poder per la mia gran malatia haver consejo et ajuto da quelli boni et valenti medici; la qual cossa fin qui da la Illustrissima Signoria non me è stà concessa, et credo solamente per le grande et diverse facende; ma pur ancora io son de ferma speranza, et cussi credo, che la Illustrissima Signoria et la sua grandissima potentia non me negerano tal gratia et honesta richiesta.

In quanto a lo anello, gratioso et carissimo marito, io dico che quello anello che ha habuto missier Zuan Stefano Maza doveria esser stà fatto un poco più streto de quello che era lo anello vechio; et haverge fatto far quelle letere che erano su la poliza dentro et de fora de lo anello, le qual parole danno resposta a le parole che la signoria vostra me ha mandà in lo altro anello el qual anello Jo ho appresso de mi, et ho lo voluto mandar a la Signoria vostra aziochè la signoria vostra el volgi per amor mio et memoria portarlo; et però, cussì piacendo a quella la volgi far far perchè de qui non se trova alcun bon orevese.

Ancora, gratioso signor et carissimo marito, secondo che la signoria vostra me scrive che li manda ancora uno par de linzuoli atiò quella se possi mutar

per tanto li mando uno par de quelli del suo letto de campo; et si quelli non fusseno al proposito per esser tropo grandi over picoli, la signoria vostra me fazi intender, che io li mandarò de li altri secondo il voler de quella; io non so etiam la grandeza over largeza de la letiera. Item, io ho mandato a la signoria vostra per el passato uno par de calze de panno negro, le qual sono de panno grosso. Io non ho in quel tempo possuto trovar de melio, et si la signoria vostra ne volesse uno altro par, io ho ordenado a missier Zuan Stefano Maza, che, vojando la signoria vostra, lui ne manda raso, veludo, over damaschin et panno per un par de calze. Et per tanto volgi la signoria vostra parlar cum lui et mandarme el tuto, che io farò far qualche cosa de bello a la signoria vostra.

Mando etiam al presente a la signoria vostra una letera del mio gratioso et caro fradelo conte Ferdinando, et etiam una de Tomaso Socholeris; la qual letera era in questa mia malatia stà posta in le lettere de Tomaso Socholeris, le qual io pur adesso ho trovata.

Jo me ricomando a la signoria vostra come a mio gratioso segnor et carissimo marito cum ogni fede et humilità pregando quella se volgi cum prudentia confortarse in queste sue adversità perchè lo Onnipotente Dio et el tempo mandarà ogni cosa a bon fin.

Data a Blaiburg, a di 21 de Marzo 1515.

Gratioso segnor et carissimo marito.

Habiandome scritto la signoria vostra de sua man propria per dar alegreza a ogni mia tribulation et dolor cum ogni humilità ringratio la signoria vostra et tegno tal scriver de vostra signoria sempre nel cor mio, et son molto alegrata del conforto de la signoria vostra che ella me manda, pregando la signoria vostra cum ogni obedientia et humanità quello se volgi et alegrar et star de bona voia, perche io, in verità, non ho dubio alcuno in missier Domenedio, che la sua divina gratia drizarà ogni cosa a bon camino et finirà etc. Vostra Fiola Anna Maria et la sorela insieme cum le altre donzele, se ricommandano a la gratia vostra, et sapia

la signoria vostra che ..... cum li nostri priegii verso missier Domenedio devotamente per la Signoria vostra etc.

Cum questo me ricomando a la signoria vostra cum grandissima speranza che lo Onnipotente Dio presto ne conzonzerà insieme cum grandissima alegrezza etc. Si la signoria vostra vol arzenti over qualche altra cosa, me faza intender.

Apolonia contessa de' Frangipani.

Etiam, gratioso segnor et carissimo marito, io mando a la signoria vostra una intimela, per la qual la signoria vostra me ha scritto, et una letera del mio gratioso segnor et caro fradelo cardinal de Gurch.

Die Familie

(Nach dem Stammbaum im Privatarchiv der

HA

Margr

Matthäus	Ulrich	Margret	Georg	Leonhard	Hans	
Cardinal Kais. Mj. geheimer Secretarius Ist in der Böhmischen Schlacht Ritter darnach Thumprobst zu Augsburg volgends Bischoff zu Gurck u. Cardinal letzlich Erzbischoff zu Salzburg worden † 1540	† jung	† jung	† jung	In der Böhmischen Schlacht Ritter worden † 1509 in Veldlager von Padua	Jacobina Tragischik uxor deren Bruder aus Bossa von Turken vertriben	K. zu in 1. Sc 2.

s Hans Lang.

ıfen Wolkenstein-Trostburg in Trient.)

LANG

Sulzerin

ıs	Felicitas	Apollonia*	Regina	Ottilia	Anna	Marcus
fleger	N. Rösslers	Graf Julio	Ist N. v.	R. Jo.	Hanns	Kunigs v. Engeland
anitz	uxor	v. Lodron	Haslpach	Schad	Häckzel	Ratther in Dienst
then		verheurath	verheurath	D. L.	v. Augsburg	hatt ein Engel-
beth		(Zusatz:		Ritter		landerin zur
eissin		In zweiter				ehe gehabt eines
gret		Ehe 1512				guetten Hers-
rin		mit Graf				chomens
ror		Christoph				(Zusatz: † 1536)
m		Frangipani				
er		verheirathet,				
ard		† 1519)				
chen		Zusatz:	Zusatz:			
l						
tz:		Anna Maria	Margareth	Maria		Catharina Agnes
n		Lodron	von der	von		Wolffgang Wolffgang
niss		verh. mit An-	Dürr	Lamberg		Hoffer verheu- Kärlinger
ans		dreas Ungnad				rath verheurat
von		Freiherrn von				
urg)		Sonneck 1521				

* APOLLONIA (dem Wappen nach ein Längin hatt H. Christoff Frangepan Graffe etc. gehabt So Im Venedigischen Krieg gefangen lang zu Venedig In hafft gelegen 14

(Der Verfertiger des Stammbaumes nahm offenbar eine II. Apollonia an, die er im Stammbaum nicht unterzubringen wusste.)

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00129 6454